

Die Erfindung des Europäers

Frauke Stuhl, Julia Franke, Kiran Klaus Patel (Hg.)

Die Erfindung des Europäers

Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung
Herausgegeben von Frauke Stuhl, Julia Franke, Kiran Klaus Patel

Inhaltsverzeichnis

Einführung in das Projekt „Imagined Europeans“ <i>Kiran Klaus Patel</i>	5
Einführung in die Ausstellung <i>Julia Franke, Frauke Stuhl</i>	8
Von Natur aus Europäer? <i>Veronika Lipphardt</i>	16
Der Europäer in Übersee <i>Mandy Kretzschmar, Veronika Lipphardt</i>	26
Der „vermessene“ Europäer <i>Nikola Schmidt, Kilian Steiner</i>	34
Lebensmittel für den Europäer <i>Lorraine Bluche, Stephan Gabriel Haufe</i>	44
Der Europäer in der Black Box <i>Markus Speidel</i>	54
Anhang	62



Einführung in das Projekt „Imagined Europeans“

Kiran Klaus Patel

Was zeichnet eigentlich einen Europäer aus? Im 19. Jahrhundert hätten viele Menschen wahrscheinlich auf Hautfarbe und die Zugehörigkeit zu einer „Kulturnation“ verwiesen. Heute wird das Europäer-Sein zunehmend mit der Europäischen Union in Verbindung gebracht. Eine von allen EU-Bürgern geteilte europäische Identität gilt dann oft als Grundvoraussetzung für den weiteren Erfolg des Einigungsprozesses.

Schon diese erste Annäherung zeigt, wie vielfältig und veränderbar Vorstellungen vom Europäer sind. Und trotzdem prägen sie unseren Alltag zutiefst. Der Apfel, den man im Laden um die Ecke kaufen kann, entspricht Normen, die speziell für den europäischen Konsumenten entwickelt wurden. Wer mit dem Auto fährt, bewegt sich in einer Maschine, die auf die körperlichen Bedürfnisse von Europäern eingestellt ist. Dessen sind wir uns häufig nicht bewusst. Es ist daher ein zentrales Anliegen dieses Bandes und der ihm zugrunde liegenden Ausstellung, auf solche Phänomene aufmerksam zu machen. Zugleich stellen wir so der breiteren Öffentlichkeit einige der Ergebnisse eines wissenschaftlichen Verbundprojektes vor. Im Rahmen des vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung finanzierten Projekts „Imagined Europeans. Die wissenschaftliche Konstruktion des HOMO EUROPÆUS“ hat sich ein gutes Dutzend Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in Berlin, Leipzig und München in den letzten drei Jahren mit Konstruktionen des Europäers und ihrer Wirkungsmacht befasst. Neben einem Rückblick in die Geschichte geht es darum, die ständige Neuerfindung des Europäers und europäischer Lebenswelten in der Gegenwart zu analysieren und den Blick einmal von der Debatte der Intellektuellen über europäische Werte und Identität auf Bereiche zu lenken, die jeden von uns betreffen.

Die Rolle der Wissenschaft

Wir konzentrieren uns dabei auf jene Konstruktionen des Europäers, die an der Schnittstelle zwischen Forschung, Gesellschaft und Politik ausgehandelt werden. Denn gerade die Wissenschaft spielt oft eine wichtige Rolle dabei, Vorstellungen und Praktiken des Europäers festzulegen und hervorzubringen. Anthropologen und Humangenetiker konstruieren den Stammbaum des heutigen europäischen Menschen und beschreiben seine biologische Beschaffenheit. In der pharmazeutischen Forschung gibt es Versuche, Medikamente speziell für Europäer und aus Europa stammende Menschen (etwa in den USA) herzustellen. Statistiker und Demografen errechnen durchschnittliche Eigenschaften und Lebensdaten für Europäerinnen und Europäer, und diese Informationen fließen dann zum Beispiel in das Design von Autos oder von Kleidung ein.

All das mag auf den ersten Blick entlegen, unspektakulär und unschuldig wirken. Bestenfalls führt es dazu, dass uns unsere Kleidung genauer passt oder dass wir ein Medikament besser vertragen. Eine Beschäftigung damit ist trotzdem sinnvoll, allein schon um die Welt besser zu verstehen, in der wir leben. Hinzu kommt jedoch, dass solche Konstruktionen auch ihre Schattenseiten haben. Den Europäer besonders hervorzuheben, heißt zugleich, ihn von anderen Menschen zu unterscheiden. Und wer differenziert, wertet oft auch. Die Folgen zeigen sich etwa an der Kolonialgeschichte des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts. Denn der Kolonialismus beruhte nicht zuletzt auf der Idee, dass „die europäische Rasse“ allen anderen überlegen sei. Unterdrückung und Ausbeutung von Nicht-Europäern waren die Folge. Wer mit der Geschichte argumentiert, hat es deswegen auch schwer, europäische Identität allein über positive Werte wie Demokratie und Freiheit zu definieren. Sehr schön wäre es, wenn Europäer dafür stets und überall gestanden hätten. Die Wirklichkeit war und ist jedoch vielfältiger.

Wer ist ein Europäer?

Der Titel dieses Bandes und der Ausstellung lautet *Die Erfindung des Europäers*. Erfinden, das heißt, etwas Neues hervorzubringen. Dabei baut man aber immer auch auf schon Bestehendem auf. Der Europäer ist natürlich keine Erfindung des Kolonialismus, der Konsumindustrie des frühen 21. Jahrhunderts

oder der Europäischen Union. Dem Verbundprojekt „Imagined Europeans. Die wissenschaftliche Konstruktion des HOMO EUROPAEUS“ geht es vielmehr darum, an einigen Beispielen zu zeigen, wie sich ältere und neuere Vorstellungen vom Europäer miteinander vermischen. Und wie vage das Verständnis vom Europäer häufig ist, selbst wenn ihm scheinbar harte Fakten der Wissenschaft zugrunde liegen. Wenn Biowissenschaftler etwa von „Europiden“ sprechen, verwenden sie eine Terminologie, deren ursprünglicher, rassenbiologischer Kern längst überholt ist. Selbst die genaueste Statistik, die Wissen über den Europäer aufbereitet, lässt sich aus unserer Perspektive hinterfragen. Denn die Auswahl derer, die als Europäer untersucht und beschrieben werden, bleibt immer prekär. Welche Nationalitäten, Ethnien und Gruppen müssen eigentlich untersucht werden, damit eine repräsentative Datenbasis entsteht? Auf Berlin-Kreuzberg bezogen: Nimmt man jeden, oder fragt man nach Pass oder Geburtsort der Großeltern? Oder urteilt man vielleicht sogar nach dem Aussehen? Und bezüglich Europas: Die meisten Wissenschaftler sind sich darüber einig, dass selbst Biologie und Geographie uns keine harten Kriterien dafür geben, wo dessen Grenzen liegen. Insofern landet man auch hier schnell bei ziemlich willkürlichen Setzungen oder bei dem, was man einen Zirkelschluss nennt: Man versucht, Kriterien für den Europäer herauszuarbeiten, aber dieselben Kriterien bilden bereits den Ausgangspunkt der Untersuchung.

Zusammengefasst: Unser Ziel ist es gerade nicht, eine abschließende Antwort darauf zu geben, was den Europäer wirklich ausmacht. Wir glauben sogar, dass dies grundsätzlich unmöglich ist. Zu unterschiedlich sind zumindest bislang die Ideen und Praktiken, die sich mit ihm verbinden. Durch den Zusammenschluss Europas ist jedoch immer häufiger vom Europäer die Rede; und Vorstellungen von ihm oder ihr fließen zunehmend in praktisches Handeln ein. Wir glauben deswegen, dass es für uns alle wichtig ist, sich mit diesem Thema auseinanderzusetzen. Dazu laden wir Sie mit diesem Band und der Ausstellung herzlich ein.

Einführung in die Ausstellung

Julia Franke, Frauke Stuhl

Die Frage, wer zu den Europäern zählt, ist weder selbstverständlich noch trivial. So zeigt etwa die Diskussion um einen möglichen Beitritt der Türkei zur Europäischen Union, dass die Grenzen Europas nicht leicht zu ziehen sind. Weder geografisch noch politisch, weder Bezug nehmend auf eine gemeinsame Kultur noch eine geteilte Geschichte. Wir sprechen, ohne groß darüber nachzudenken, von „den Europäern“. Ähnlich nationalen oder auch regionalen Stereotypen bleiben solche Vorstellungen oft unhinterfragt. Und nicht nur das: Europäische Normen aus Brüssel bestimmen unseren Alltag. Aber welche Daten und mithin welche Wissensbestände liegen diesen Normierungen zugrunde? Wer verlangt beispielsweise – um ein Thema dieser Ausstellung herauszugreifen – nach europäischen Konfektionsgrößen? Wer diente bei ihrer Ermittlung als Maßstab?

Die Ausstellung „Die Erfindung des Europäers“ will für diese Fragestellungen sensibilisieren und insbesondere aufzeigen, welche Rolle wissenschaftliche und gesellschaftliche Prozesse in diesen Konstruktionen des Europäers spielen und wie diese ihrerseits auf den Alltag zurückwirken. Wesentliches Ziel ist es, die Selbstverständlichkeit bestimmter Europäer-Bilder zu hinterfragen und aufzulösen.

Ausstellungskonzept

„Die Erfindung des Europäers“ ist eine Ausstellung über die Ordnung und Zuordnung von Wissen – eines Wissens, das dem Europäer und der Europäerin bestimmte Eigenschaften auf den Leib schreibt. Die Ausstellung veranschaulicht sowohl kulturelle Imaginationen und Klischees, als auch jene wissenschaftlichen Erkenntnisprozesse, die diese Ansichten hervorbringen. Denn wissenschaftlich ermittelte Standards bestimmen und normieren im weitesten und manchmal auch ganz unmittelbaren Sinne den Körper des Europäers und sein Leben.



Modell der Ausstellung
Foto: Jürgen Freter

Das Ausstellungsthema wird anhand von fünf Erzählsträngen veranschaulicht, die fünf Forschungsthemen aus dem Verbundprojekt „Imagined Europeans. Die wissenschaftliche Konstruktion des HOMO EUROPÆUS“ nachzeichnen. Sie zeigen, wie sich in wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Bereichen Vorannahmen und Erkenntnisse in Standards, Normen oder Vorschriften niederschlagen, die dann den Europäer betreffen: In der Euro-Norm der PKW-Schadstoffklassen ist Europa gegenwärtig in aller Munde. Aber auch Autositze, Kleidung und Speck unterliegen solch europäischen Standardisierungen.

Jeder der fünf Erzählstränge der Ausstellung folgt einem Dreischritt. Den Anfang markiert eine Präsentation der Entdeckung und Vorgeschichte des jeweiligen Themas. Daraufhin führt jeder Strang die Besucher durch den zentralen Ort der Ausstellung, das *Labor*. Wir benutzen den Begriff als Metapher. Er steht damit nicht nur für das naturwissenschaftlich-medizinische Labor, in denen Präparate hergestellt oder Krankheiten untersucht werden. Wir verstehen darunter vielmehr auch Konstruktionsbüros, Think Tanks, Verwaltungen und ähnliche *Arenen*, in denen wissenschaftlich legitimiertes Wissen über den Europäer produziert, bewertet und eingeordnet wird. Anschließend, im dritten und letzten Schritt, geht es um die Aneignung, Umformung und Zirkulation dieser Ergebnisse. Hier dokumentiert die Ausstellung die Anwendung des entstandenen Wissens über den Europäer über die Wissenschaft hinaus, beispielsweise in Schulbüchern und Medikamenten, Lebensmitteln und Kleidungsstücken.

Dieser Dreischritt soll dem Ausstellungsbesucher verdeutlichen, wie Vorstellungen und Praktiken in Bezug auf „den Europäer“ hergestellt, ausgehandelt und angewandt werden, und welche Rolle die Wissenschaft dabei spielt. Die Ausstellung folgt dabei keiner historisch-chronologischen Ordnung. Sie verweist exemplarisch immer wieder in die Gegenwart, auch wenn das Thema des Erzählstranges in der Vergangenheit verortet ist. Die in der Ausstellung präsentierten Europäer-Bilder beginnen bei ihrer Erforschung im späten 18. Jahrhundert und reichen über den europäischen Konsumenten der 1980er Jahre bis zum EU-Europäer der Gegenwart. Dabei kann es aber natürlich nicht um Vollständigkeit gehen. Vielmehr wollen wir einige besonders aufschlussreiche – und zugleich sehr unterschiedliche – Orte untersuchen, an denen der Europäer konstruiert wird.

Zugleich begründet sich die Auswahl der fünf Erzählstränge damit, dass diese im bereits erwähnten Forschungsprojekt bearbeitet worden sind. In den letzten drei Jahren haben sich mehrere Teams von Historikern, Technikhistorikern und Europäischen Ethnologen in Berlin, Florenz, Leipzig und München mit den hier ausgestellten Fragen befasst. Bei der Ausstellung handelt es sich somit um einen der seltenen Fälle, in dem wissenschaftliche Erkenntnisse sehr zeitnah einem breiten Publikum vermittelt werden sollen – während die meisten historischen Ausstellungen dagegen in erster Linie Wissen präsentieren, das seit Jahrzehnten als gesichert gilt.

Die Erzählstränge

1. Von Natur aus Europäer?

Gibt es den europäischen Schädel, das europäische Gehirn oder europäisches Blut? Seit Jahrhunderten sammeln Naturwissenschaftler Daten, um auf diese Fragen eine Antwort zu finden und um die Menschheit in unterschiedliche Großgruppen einzuteilen. Ihre Methoden reichten dabei von der Einordnung äußerer Merkmale, über anthropometrische Reihenmessungen bis hin zu genetischen Untersuchungen. Exponate wie Haut- und Augenfarbentafeln sowie Anthropometer und eine Gensequenziermaschine verweisen auf diese Datenerhebungen – und darauf, dass diese scheinbar objektiven Ergebnisse auf kulturellen Annahmen basieren. Das in den Biowissenschaften erzeugte Wissen über den Europäer wird von dort in andere Gesellschaftsbereiche transportiert wie zum Beispiel in die Nahrungsmittelindustrie.

2. Der Europäer in Übersee

Historische Reiseberichte illustrieren: Das Fremde lässt nicht gleichgültig. Es übt Faszinationen aus, die unter anderem in der äußeren Andersartigkeit des fremden Körpers begründet sind. Zugleich wirft das Fremde den Blick zurück auf das Eigene – erst fern der Heimat, im Kontakt mit dem Anderen wird den Reisenden ihre Zugehörigkeit zu den Europäern bewusst. Mit der Kolonisierung Afrikas, Asiens und Australiens reagierten die Europäer zudem körperlich auf eine ihnen ferne Welt: Das Leben in den Tropen erwies sich für die Kolonialherren als kompliziert. Einerseits verlangte es ihr Rollenverständnis, eine vermeintliche Überlegenheit gegenüber den „wildem Einheimischen“ unter Be-

weis zu stellen. Andererseits reagierte ihr Organismus auf das tropische Klima mit oft tödlich verlaufenden Krankheiten.

3. Der „vermessene“ Europäer

Der dritte Erzählstrang nimmt sich eines gegenwärtigen Themas an. Die Automobilindustrie verlangte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nach Körperdaten des Europäers. Und auch die Textilindustrie stand vor folgendem Problem: Zu viele Kleidungsstücke wurden aufgrund einer schlechten Passform an die Versandhäuser zurückgeschickt. Da diese Daten heute mittlerweile veraltet sind, werden gegenwärtig europaweit mittels eines so genannten Body-Scan-Verfahrens neue Reihenmessungen durchgeführt. Mit einer einheitlichen europäischen Größen-systematik wird ein neuer Normkörper konstruiert.

4. Lebensmittel für den Europäer

Lardo di Colonnata ist eine besonderer Speck aus der Toskana. Seine Herstellung entsprach allerdings nicht den Hygienevorschriften des EU-Lebensmittelrechts. Der dadurch ausgelöste Streit zwischen der EU, den Herstellern und örtlichen Behörden machte den Gegensatz deutlich: Die EU-Normen, die Qualitätskriterien vereinheitlichen sollen, und die regionalen Nahrungstraditionen basieren auf unterschiedlichen Wissensbeständen. Das Ziel, den europäischen Verbrauchern gesunde und qualitativ hochwertige Produkte und eine transparente Herstellung zu garantieren, stand plötzlich den jahrhundertealten Erfahrungen in der Nahrungsherstellung entgegen.

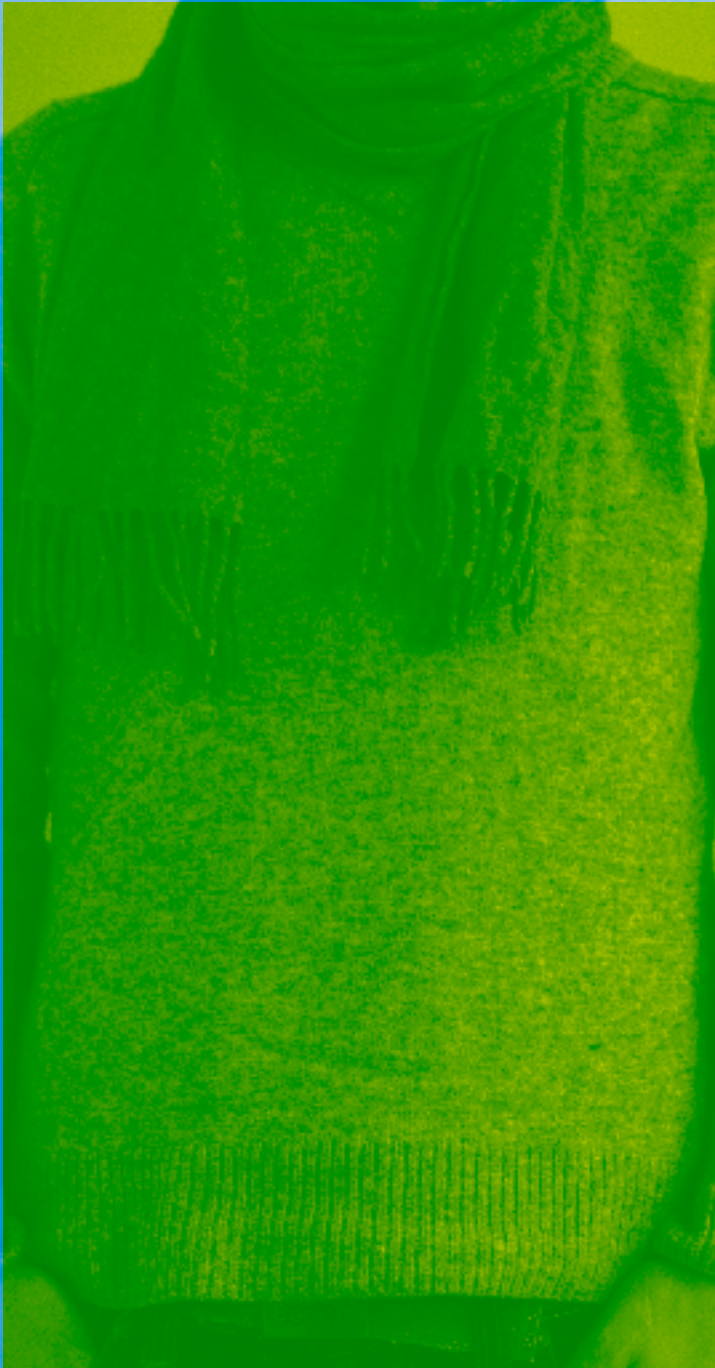
5. Der Europäer in der Black Box

Kein Feld des alltäglichen Konsums ist dynamischeren Prozessen ausgesetzt als die Unterhaltungsindustrie. Um auf dem europäischen Markt gegenüber Konzernen aus Japan oder den USA konkurrenzfähig zu bleiben, verlangten die nationalen Hersteller aus Europa in den frühen 1980er Jahren nach einer Europäisierung des Marktes. Der Verbraucher wurde anhand von Marktanalysen und Meinungsumfragen in den Gestaltungsprozess der neuen europäischen Geräte einbezogen, da auch der potentielle Käufer von den „europäischen Produkten“ überzeugt werden musste – und so zum „europäischen Kunden“ wurde.

Unser Dank ist groß und vielfältig. Zunächst möchten wir uns beim Bundesministerium für Bildung und Forschung für die Förderung bedanken, die diese Ausstellung und das sie umgebende Forschungsprojekt erst möglich machte. Im gleichen Atemzug soll unser Projektträger, das Deutsche Zentrum für Luft- und Raumfahrt, genannt werden.

Den Gestaltern der Ausstellung, Stefan Walter und Jürgen Freter, die für die Ausstellungsarchitektur ein „normiertes“ Erscheinungsbild mit den Europoolpaletten entworfen haben, danken wir ebenso herzlich.

Für diese Ausstellung wurden über einhundert Objekte zusammengetragen. Allen Leihgeberinnen und Leihgebern, unterstützenden Institutionen und Privatpersonen, gilt unser aufrichtiger Dank. Nicht zu vergessen ist das Grafikdesignstudio NODE, dem wir für ihren innovativen Blick auf unser Projekt danken. Dem Kreuzberg Museum danken wir für die Bereitschaft, einem unkonventionellen Ausstellungsthema einen Raum zu bieten sowie der Humboldt-Universität zu Berlin für den Platz an der Spree.



Von Natur aus Europäer?

Veronika Lipphardt

Was einen waschechten Europäer ausmacht, weiß niemand so genau. Irgendwie, so die Allerweltsmeinung, unterscheiden sich Europäer von Afrikanern und Asiaten: Die weiße Hautfarbe und christlich-abendländische Werte gehören zu den vagen Bestimmungen, die man der Europäerin und dem Europäer zuschreibt.

Aber eine wissenschaftliche Richtung wollte es besonders genau wissen: die Biowissenschaften. Sind die Europäer biologisch miteinander verwandt – näher als mit Afrikanern, Asiaten oder Australiern? Welche biologischen Eigenschaften kennzeichnen den Europäer? Und wie ist er so geworden, wie er heute ist? Diese Fragen stellen sich Anthropologen und andere Biowissenschaftler schon seit dem 18. Jahrhundert. Ob die Europäer eine besondere biologische Gruppe seien, beantworteten sie von vornherein mit „ja“ – sie gingen einfach davon aus, dass dem so sei.

Seither haben Anthropologen und Biomediziner jede Menge biologisches Wissen über „den Europäer“ zusammengetragen und hervorgebracht. Bis in die 1930er Jahre fassten Wissenschaftler die Europäer unter dem Begriff der „Europäischen Rasse“ zusammen; diese wurde meist in mehrere „europäische Rassen“ unterteilt, deren Angehörige wiederum sehr eng miteinander verwandt seien. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts setzte sich für die so genannte „europäische Rasse“ der Begriff „Europide“, in Abgrenzung zu „Negriden“ und „Mongoliden“ und manchmal auch „Australiden“, durch.

Freilich konnte diese neue Bezeichnung nicht darüber hinwegtäuschen, dass nach wie vor „Rasse“ – im Sinne verschiedener Untergruppen einer biologischen Spezies – gemeint war. Heute ist die Ansicht weit verbreitet, dass es „Rassen“ als klar unterteilbare Gruppen nicht gibt, und dass etwa die Hautfarbe kein verlässlicher Anhaltspunkt für eine Unterteilung der Menschheit in nur wenige große Gruppen ist. Genetiker sprechen heute vielmehr von stufenweisen Übergängen und Merkmalsüberlappungen zwischen zahlreichen Populationen. Man sollte meinen, dass nach 1945 jegliche Vorstellung von Rasse,



Abb. 1:
Schulwandbild „Die Menschenrassen in
5 Charakterköpfen“, Leipzig, um 1900
© Universität Würzburg, Forschungsstelle
Schulwandbilder

also auch die einer europäischen, aus den Wissensbeständen verschwunden sein müsste. Bevor aber die Populationsgenetik seit den 1990er Jahren eine breitere Öffentlichkeit fand, sprachen Darstellungen der menschlichen Vielfalt – im Fachjargon: der Humandiversität – in Lexika, in akademischen und schulischen Lehrbüchern sowie in populärwissenschaftlichen Sachbüchern noch von „Europiden“, „Mongoliden“, „Negriden“ und „Australiden“ und von ihren angeblichen Eigenschaften. Dabei sahen es die Autoren nicht als Widerspruch an, dass sie sich gleichzeitig vehement gegen Rassismus aussprachen.

Eigenschaften des Europäers: Die Produktion von Wissen

Aber wie kam das detaillierte Wissen über die vermeintlichen biologischen Eigenschaften des Europäers zustande? Als im 18. Jahrhundert Naturforscher, allen voran der Schwede Carl von Linné (1707-1778) im Rahmen seiner „Systema Naturae“, erstmals den *homo europaeus* als biologisches Lebewesen beschrieb, stützten sie sich hauptsächlich auf Berichte und Zeichnungen von Forschungsreisenden sowie auf Schädel aus anatomischen Sammlungen. Laut dem deutschen Anthropologen Johann Friedrich Blumenbach (1752-1840) bildeten die Europäer allerdings nur eine Untergruppe der Kaukasier: „Es gehören dahin die Europäer mit Ausnahme der Lappen; dann die westlichen Asiaten, diesseits des Ob, des Kaspischen Meers und des Ganges; nebst den Nordafrikanern; – also ungefähr die Bewohner der den alten Griechen und Römern bekannten Welt.“ Nichtsdestotrotz stand der Europäer, zu erkennen an kulturellen Zeichen wie etwa der Kleidung, seitdem stets als Vertreter der Kaukasier (Abb. 1).

Im 19. Jahrhundert änderte sich der Betrachtungsgegenstand: Statt Schädeln wurden nun, meist im „nationalen Interesse“, lebende Menschen vermessen und zwar in Kasernen und Schulen. Es ging den Forschern dabei vor allem um die Unterschiede *zwischen* Europäern. Nach 1900 änderte sich das Vorgehen der Forscher erneut: Nun wurden zahlreiche anatomische, physiologische, pathologische, psychologische und sonstige körperliche und geistige Daten erhoben. Hierbei interessierten weniger die Differenzen zwischen „europäischen Rassen“ als vielmehr zwischen Europäern und anderen Menschen. In den Kolonien fand man „Untersuchungsmaterial“ – wie man

damals sagte – und neue Labormethoden gestatteten auch neue Herangehensweisen.

Wissenschaftler zogen verschiedene Kriterien heran, um „den Europäer“ biologisch von anderen Menschen zu unterscheiden. Sie sammelten Daten zur Haut- und Haarfarbe, zur Gesichts-, Schädel- und Skelettform; sie überprüften physiologische Leistungsmerkmale, Krankheitsanfälligkeiten und -immunitäten. Systematisch verglichen sie Gehirnstruktur, Blutzusammensetzung und Stuhlgang, die Anpassungsfähigkeit an tropisches Klima, Krankheitsanfälligkeiten und Immunitäten. Die bisher nur durch Körpermaße umrissene Figur des Europäers wurde mit vermeintlich exakten Daten „angefüllt“. Ein besonderes wissenschaftliches Interesse erfuhr außerdem die so genannte „Rassenmischung“.

Im Anschluss daran begann die mediale Aufbereitung des biologischen Wissens über den Europäer und über menschliche Vielfalt. In den Wissensbeständen des 20. Jahrhunderts findet man den „Europiden“ als eine von drei bis fünf großen Menschengruppen; und zugleich eine Fülle an Vorschlägen zur Unterteilung der Europäer. Das ermittelte Wissen wurde in Stammbäumen, vergleichenden Tabellen, Landkarten, Beschreibungen, Grafiken, Fotos, Lexika-Artikeln und Forschungsunterlagen dargestellt und gespeichert, die ihrer ganz eigenen Logik folgen (Abb. 2). Die Europäer bildeten demnach eine „Rasse“, die sich zuallererst durch die gemeinsame Hautfarbe auszeichnete, welche mit zahlreichen weiteren Charakteristika verknüpft sei. Diese Eigenschaften waren, so die Erzählung der Evolutionsbiologie, durch Selektion während der Anpassung an das raue nördliche Klima auf dem europäischen Kontinent fixiert worden.

Die meisten Daten sammelten Anthropologen jedoch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Nun entstanden seitenlange Tabellen, in denen die Eigenschaften der „Europiden“ denen der „Negriden“ oder „Mongoliden“ gegenübergestellt wurden. Die Europiden stehen dabei meist an erster Stelle der Tabelle; die Beschreibung ihrer Merkmale erweckt stets einen ausgewogenen, wohl proportionierten Eindruck. Sie erinnert, ohne explizite Erwähnung, an das klassisch-griechische Schönheitsideal. Freilich überlappen die Merkmale der verschiedenen Gruppen oft; schwarzes Haar gibt es bekanntlich überall auf der Welt. Aber es wurden auch Merkmale angeführt, die nur dem Europiden eigen seien – und es sind oft Sexualmerkmale: So zum Beispiel die angeblich „halbkugelförmige Brust“ der weib-

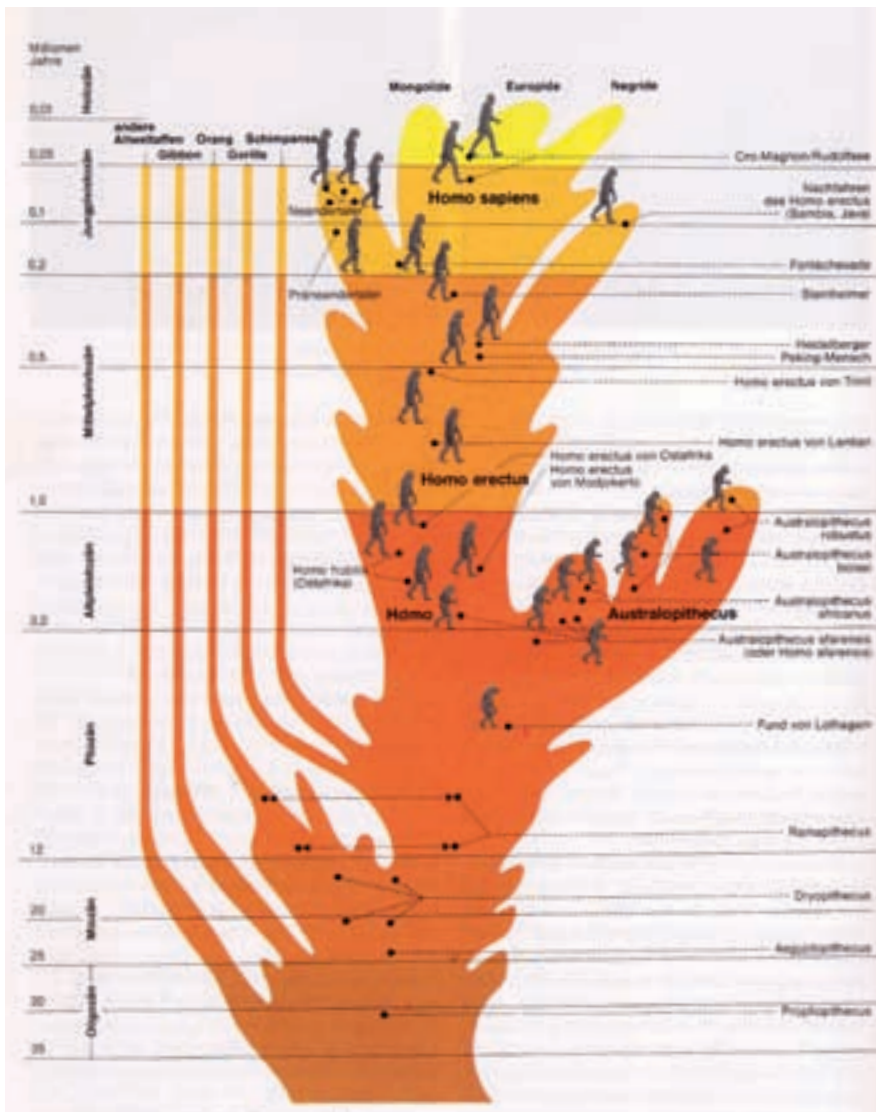


Abb. 2:
„Stammbaum der Menschenaffen und des Menschen
nach heutiger Kenntnis“ aus dem Schulbuch „Biologie“
von Hermann Linder, Stuttgart 1991

lichen Europiden. Die Europäerin tauchte übrigens in diesen Tabellen zum ersten Mal auf: Ältere Darstellungen des „Europiden“ oder der „europäischen Rasse“ bezogen sich stets auf den männlichen *homo europaeus*.

Der Europäer im Alltag: Die Anwendung von Wissen

Das Wissen über den „Europiden“ und seine nicht europäischen Schwestern und Brüder blieb freilich nicht im wissenschaftlichen Elfenbeinturm. Schulbücher, Lexika und Sachbücher zeigen, dass diesem Wissen auch im populärwissenschaftlichen Bereich und weit darüber hinaus Bedeutung zugemessen wurde. Wissenschaftliche Kenntnisse über die biologische Vielfalt der Menschheit ließen sich mit verheerenden Folgen politisch verwenden. Schon während des Zweiten Weltkrieges gab es Versuche, antirassistische Stellungnahmen von Anthropologen und Genetikern aus der ganzen Welt einzuholen, um mit wissenschaftlicher Autorität gegen die nationalsozialistische Rassenpropaganda anzugehen. Dies gestaltete sich jedoch äußerst schwierig, da viele Wissenschaftler der Meinung waren, dass wissenschaftliche Erkenntnis nicht durch eine politische Institution, sondern durch Konsensbildung zur Anerkennung kommen sollte; auch deshalb, weil einige Wissenschaftler im angloamerikanischen Raum im Rahmen ethnischer Konflikte in ihren eigenen Nationen selbst rassistische Positionen bezogen. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg gelang es Sozial- und Biowissenschaftlern aus der ganzen Welt, neue, antirassistische Ansätze in der Humandiversitätsforschung zu etablieren und im Rahmen mehrerer Initiativen der UNESCO internationale Übereinkünfte zu erzielen, die einen Verzicht auf den Begriff der „Rasse“ mit sich bringen sollten.

Im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts forderten Populationsgenetiker den Begriff der Rasse energisch heraus: Die Menschheit bestehe aus zahlreichen, fließend ineinander übergehenden Populationen, nicht aus Rassen; die genetischen Unterschiede zwischen zwei Europäern könnten unter Umständen größer sein als die zwischen einem Europäer und einem Asiaten. Nichtsdestotrotz erforschen Biowissenschaftler heute mit molekulargenetischen Methoden die biologische Vielfalt der Menschheit. Große Forschungskoperationen, wie etwa das *Human Genome Diversity Project* oder das *HapMap Project*, erzeugen

Daten über menschliche Populationen – auch über Europäer. Das hier produzierte Wissen wird in andere Zusammenhänge überführt und dort praktisch genutzt. So verwendet etwa die Forensik molekulargenetische Methoden, um nach einem Verbrechen den Täterkreis über die ethnische Zugehörigkeit einzuengen. Im Gesundheitswesen spielt Wissen um die biologische Vielfalt eine zunehmende Rolle: In den Testphasen neuer Medikamente müssen Forscher in Deutschland die ethnische Zugehörigkeit ihrer Probanden erheben, um die staatliche Zulassung für das getestete Medikament zu bekommen. Die Diabetes Federation hat eine Maßtabelle entwickelt, die angibt, wie groß der Bauchumfang eines „Europiden“ oder eines „Asiaten“ sein muss, um ihn als Risikopatienten einzustufen (Abb. 3). Die Pharmakogenetik differenziert auf genetischer Basis zwischen Patientengruppen, um Medikamente passgenau für jede einzelne Gruppe zuschneiden zu können. In dieser Branche wird heute auch wieder mit dem Rassenbegriff gearbeitet, eine Entwicklung, die besonders in den USA sehr umstritten ist. Schließlich interessieren sich nicht nur Wissenschaftler, sondern auch Laien für die Geschichte von Ethnien, die anhand genetischer Rekonstruktion neu erzählt werden soll: Für den Nicht-Biologen gibt es genealogisch-genetische Testangebote, um mittels einer Analyse der eigenen DNA die biologische Geschichte der eigenen Vorfahren kennen zu lernen (Abb. 4).

So unschuldig solche Anwendungen scheinen mögen: Ob Techniken des Klassifizierens missbraucht werden, hängt letztlich auch davon ab, wer darüber bestimmt, in welche Kategorie ein Mensch einzuordnen ist.

Weiterführende Literatur

- Bruce Baum: *The Rise and Fall of the Caucasian Race. A Political History of Racial Identity.* New York 2006.
- Veronika Lipphardt: Von der ‚europäischen Rasse‘ zu den ‚Europiden‘. Wissen um die biologische Beschaffenheit des Europäers in deutschen Sach- und Lehrbüchern 1949-1989, in: Lorraine Bluche / Veronika Lipphardt / Kiran Patel (Hg): *Der Europäer – ein Konstrukt. Wissensbestände, Diskurse, Praktiken.* Göttingen 2009 (im Erscheinen).
- Jenny Reardon: *Race to the Finish. Identity and Governance in an Age of Genomics.* Princeton 2004.

ETHNIC STRATIFICATION OF WAIST CIRCUMFERENCE

International Diabetes Federation:
Diagnostic Criteria for Metabolic Syndrome 2006

COUNTRY/ ETHNIC GROUP		WAIST CIRCUMFERENCE+ (as measure of central obesity)
Europids	Male	≥ 94 cm
	Female	≥ 80 cm
South Asiens	Male	≥ 90 cm
	Female	≥ 80 cm
Chinese	Male	≥ 90 cm
	Female	≥ 80 cm
Japanese	Male	≥ 85 cm
	Female	≥ 90 cm
Ethnic South and Central Americans	Use South Asian recommendations until more specific data are available	
Sub-Saharan Africans	Use European data until more specific data are available	
Eastern Mediterranean and Middle East (Arab) populations	Use European data until more specific data are available	

Abb. 3:
Tabelle der Diabetes Federation, www.idf.org



Abb. 4:
Genetisches Testangebot des
„The Genographic Project“, 2008
© National Geographic Society



Der Europäer in Übersee

Mandy Kretzschmar, Veronika Lipphardt

„Er besaß, als er endlich im Januar 19. in die Tropen kam, vom Stofflichsten bis zum Sublimsten von sportlichen Modeartikeln bis zu einem Schatz geographischer Gelehrtheit und beträchtlicher körperlicher Eigenschaften alles, was ein Europäer besitzen kann, der den Äquator noch nicht kennt.“

Robert Müller: *Inselmädchen*, 1919

Der Europäer wird und wurde nicht nur in Europa konstruiert. Gerade an Orten außerhalb Europas findet und fand diese Konstruktion statt: im Kontrast zum Fremden, Anderen. Einer dieser Schauplätze waren die Tropen zur Zeit des Kolonialismus. In den Gebieten beiderseits des Äquators fühlten sich die Kolonialherren fremd – fern vom heimatlichen Europa. Es galt, sich in der unbekanntenen Umgebung zurechtzufinden und zu behaupten. Besonders der Körper musste entsprechend diszipliniert werden; das betraf etwa den Tagesablauf und die tägliche Hygiene, Nahrung, Genussgewohnheiten und den Kontakt mit der einheimischen Bevölkerung.

Dies alles erzeugte ein wachsendes Interesse an der Erforschung des eigenen und zugleich des fremden Körpers. Ziel wissenschaftlicher Unternehmungen war es, den Kolonialherren das Leben in den Tropen zu erleichtern sowie die eigene Überlegenheit und Überlebensfähigkeit zu beweisen. Außerdem hoffte man, auf diese Weise die koloniale Zivilisierungsmission gegenüber den ansässigen Bevölkerungsgruppen rechtfertigen zu können. So fanden sich Vertreter und Wissenschaftler verschiedener europäischer Nationalstaaten in den Tropen als eine homogene Gruppe, als Europäer, zusammen.

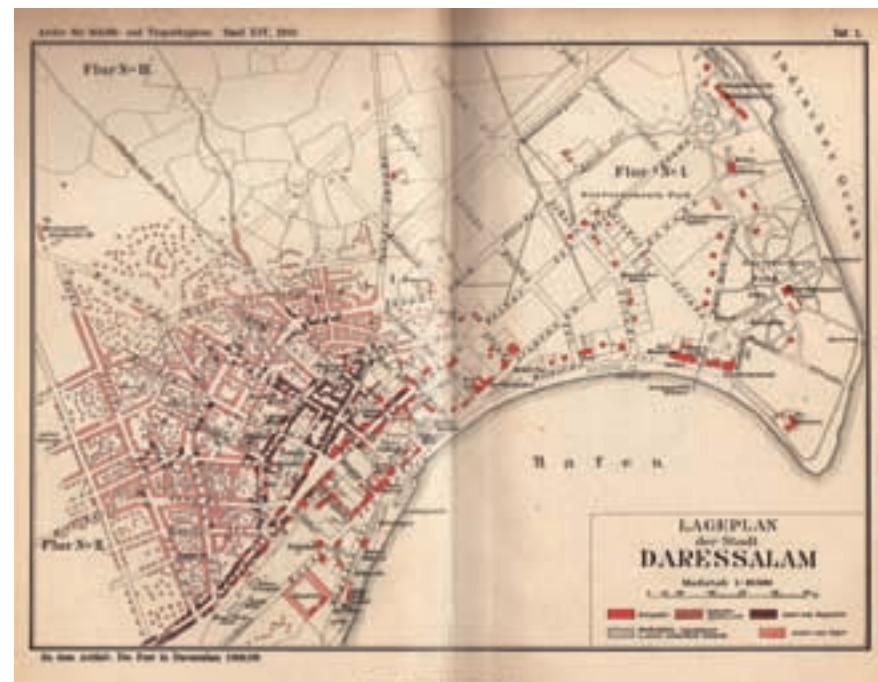


Abb. 1:
„Lageplan der Stadt Daressalam“, erschienen in
„Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene“, Leipzig, 1914

In den Tropen: Wahrgenommene Unterschiede

Vor allem seit Mitte des 19. Jahrhunderts unterwarfen die europäischen Nationalstaaten große Teile Afrikas, Asiens und der Karibik dem Kolonialstatus. Zwar hatte vor Ort jeweils eine europäische Nation die Kolonialverwaltung inne; aber in den Kolonien siedelten sich auch Bürger anderer europäischer Nationen an, die dort eine neue Existenz gründen wollten. Der Stadtplan von Daressalam macht deutlich, dass es den Europäern wichtig war, zu wissen, wo Europäer wohnten, arbeiteten und herrschten (Abb. 1).

Täglich stellten die europäischen Bewohner der Kolonien kulturelle und körperliche Unterschiede zwischen sich selbst und den „Eingeborenen“ fest. In ihren Augen zeichnete sich das

Leben der einheimischen Bevölkerung durch Aberglauben, Unwissenheit, Krankheit, mangelnde Hygiene und willkürliches, irrationales Verhalten aus. Als Vertreter der europäischen Zivilisation glaubten sie sich überlegen. Ihre selbst auferlegte Mission beinhaltete sowohl die Verbesserung der Situation der Einheimischen als auch die wirtschaftliche Nutzung der tropischen Gebiete.

Die Lebensbedingungen fern der Heimat machten den europäischen Einwanderern jedoch zu schaffen: Krankheiten, Verdauungs- und Kreislaufprobleme, Ernährungsengpässe und Klima schienen mehr sie selbst, die Europäer, und weniger die Einheimischen zu treffen. Sie fürchteten, sich den neuen Lebensbedingungen nicht dauerhaft anpassen zu können. Für manche Krankheiten, beispielsweise Malaria, schienen Europäer besonders anfällig. Angst hatten die Eingewanderten nicht nur vor tropischen Krankheiten, gegen die die ansässige Bevölkerung geradezu immun zu sein schien, sondern auch vor den psychischen und körperlichen Veränderungen, die das tropische Klima hervorrufen könnte.

Informationen sammeln: Europäer und Einheimische als Forschungsobjekte

Die Sorgen der Europäer in Übersee stießen bei europäischen Wissenschaftlern auf zunehmendes Interesse. Sie bereisten die tropischen Gebiete, um zu erforschen, ob es tatsächlich einen natürlichen Widerspruch zwischen dem europäischen Körper und dem tropischen Klima gebe. Zumeist war ihr Ziel, biowissenschaftlich zu beweisen, dass Europäer ohne Folgeschäden und Leistungseinbußen fortwährend in den tropischen Gebieten leben und arbeiten könnten – wenn sie gewisse Verhaltensregeln einhielten. Die Forscher versuchten, spezielle Bedürfnisse der Europäer unter den tropischen Umweltbedingungen zu formulieren und legten somit auch deren Eigenschaften fest. Untersucht wurden auch Einheimische, um ihre Ergebnisse mit denen der Europäer vergleichen zu können (Abb. 2).

Im Fallbeispiel Australien übernahm diese Aufgabe das 1913 gegründete *Institute for Tropical Medicine* in Townsville. Um Zweifel am körperlichen Gedeihen der Europäer in den Tropen auszuräumen und zugleich ihre spezifischen Bedürfnisse zu identifizieren, untersuchten die Mediziner in groß ange-

legten Studien Körpertemperatur, Atmung, Stoffwechsel und Blutdruck von europäischen Bewohnern ebenso wie den australischen Ureinwohnern und den so genannten „Mischlingen“, Nachkommen aus Beziehungen zwischen Europäern und Aborigines. Zwischen 1910 und 1915 führte Anton Breinl (1880-1944), Leiter des australischen Tropeninstituts, mehrere dieser medizinischen Projekte in Queensland und dem Northern Territory durch. Seine Ergebnisse bestätigten, dass eine Degeneration der Europäer, bedingt durch klimatische Verhältnisse, ausgeschlossen werden könne. Auch zeigte sich, dass tropische Krankheiten bei weißen Australiern, mit Ausnahme von Bandwurminfektionen, nur begrenzt auftraten.

Dennoch sollten die europäischen Bewohner nach Breinls Ansicht ihren Lebensstil nicht gänzlich frei führen. Wie viele seiner Kollegen meinte er, Überwachung und hygienische Disziplinierung sei notwendig. Sauberkeit, Reinheit und Selbstkontrolle – so lautete das moralische Programm für ein weißes, europäisches Australien, das Krankheitserregern, sexueller Zügellosigkeit und anderen, angeblich von den Farbigen ausgehenden Gefahren ausgesetzt sei. Die Gewährleistung einer permanenten Besiedlung, so die Mediziner, sei Aufgabe der Regierung, so auch die Erziehung zur Hygiene, die medizinische Versorgung, die Schaffung sanitärer Einrichtungen und adäquater Wohnverhältnisse, die Verbesserung des Angebots an Nahrung und klimatisch angepasster Bekleidung, wie auch die Einführung von Arbeitsgesetzen und Investitionen in die Infrastruktur.

In Afrika sahen sich die Kolonialmächte mit Krankheiten konfrontiert, die bald zu zentralen Forschungsgegenständen der Tropenmedizin wurden. So zum Beispiel die Schlafkrankheit, die den Kolonialbehörden in Deutsch-Ostafrika – heute Tansania, Burundi und Ruanda – um 1900 Schwierigkeiten bereitete. Deren Erforschung legten die Wissenschaftler das Begriffspaar „Afrikaner“ und „Europäer“ zugrunde – die Daten beider Gruppen wurden getrennt erhoben, ausgewertet, dargestellt und angewendet.

Die Wahl dieses Begriffspaares war kein Zufall: In den Fachzeitschriften war meist von „Europäern“ und „Eingeborenen“, seltener von „Weißen“ und „Schwarzen“ die Rede, wenn es um Krankheitsbekämpfung ging. Der Begriff „Europäer“ stand für mehr als nur die biologisch gedachte „Rasse“: Er weckte Assoziationen von Hygiene, Disziplin und gesunder Lebensweise. Das Konzept des Europäers beinhaltete also mehr als nur eine

rein äußerliche Körpereigenschaft: Es meinte vielmehr ein kulturell-natürliches Subjekt, dessen europäische Kultur untrennbar mit den körperlichen Eigenschaften verbunden gedacht wurde. Beim Thema „Rassenmischung“ war es allerdings genau umgekehrt: In Texten zu Sexualität, Fortpflanzung und Nachwuchs erschienen den Autoren offenbar die Begriffe „Weiße“ und „Schwarze“ sinnvoller. „Weiße“ und „Europäer“ waren also nicht immer deckungsgleiche Begriffe.

Die Unterschiede zwischen Europäern und Einheimischen ließen sich auch auf Völkerschauen in Europa studieren, zu denen „Eingeborene“ aus den Kolonien geholt wurden (Abb. 3). Felix von Luschan (1854-1924), ein deutscher Anthropologe und Ethnologe, nutzte 1896 die Anwesenheit afrikanischer Gäste, um Vermessungen an ihnen durchzuführen und die Ergebnisse in einem illustrierten Band zu publizieren. Die Daten jedes Probanden, jeder Probandin wurden darin detailliert angegeben. Insbesondere „europäische Beimischungen“ erschienen den Forschern dabei wichtig genug, um ausführlich kommentiert zu werden. Das Eigene (Europäische) wurde also im Fremden gesucht und gefunden: Nicht nur als Kontrast, sondern auch als verblüffende Ähnlichkeit, die ausschließlich über Abstammung erklärbar zu sein scheint.



Abb. 3:
Plakat „50 wilde Igorroten“, Berlin vor 1914
© Deutsches Historisches Museum Berlin

Wissen anwenden: Hygienische Maßnahmen in Übersee

Aus den wissenschaftlichen Forschungen ergaben sich für Europäer spezifische Notwendigkeiten des Lebenswandels: Sie benötigten spezielle Kleidung und Nahrung; sie mussten hygienische Maßnahmen treffen; ihre Häuser und deren Inneneinrichtung mussten gewissen Anforderungen genügen; spezielle Apparate und Vorrichtungen inner- und außerhalb des Hauses wurden notwendig; Verhaltensweisen, wie etwa der Tagesrhythmus, sollten geändert werden (Abb. 4). Sie benötigten eigene Krankenhäuser sowie Wohnviertel, in denen sie unter sich sein und diese Verhaltensweisen praktizieren konnten (Abb. 5).

Wichtig für die Identifikation als „Europäer“ und für die Abgrenzung von den „Nicht-Europäern“ waren hygienische Maßnahmen, die auf der Grundlage erhobener Daten ergriffen wurden. Am Beispiel des „Hookworm-Program“ im nördlichen Australien wird dies deutlich. Die Bandwurminfektion war eine der häufigsten Erkrankungen, die vorwiegend „Weiße“ befiel. Zwischen 1916 und 1924 erfolgte deshalb eine Kampagne des *International Health Board* der *Rockefeller Foundation* in Zusammenarbeit mit den Regierungen der australischen Bundesstaaten. Weiße,



Abb. 4:
„Angehöriger der deutschen Schutztruppe
in Tropenuniform“, 1916 © bpk

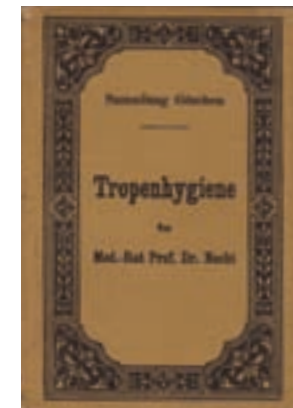


Abb. 2:
Bernhard Nocht: „Tropenhygiene“,
Leipzig, 1908



Abb. 5:
„Gesundheitsverhältnisse für Europäer“,
Kartenmaterial des Deutschen Koloniallexikons, 1920

europäische Australier wurden individuell getestet und bei einem positiven Resultat behandelt. Aborigines hingegen erhielten eine Massenbehandlung, unabhängig davon, ob eine Infektion vorlag oder nicht. Spezifische Bedürfnisse der Urbevölkerung wurden negiert. Das Anrecht auf eine individuelle medizinische Betreuung, eine räumlich getrennte Behandlung und die Anwendung westlicher Heilverfahren hatten demnach nur Europäer. Das zeugt zum einen von einem Überlegenheitsdenken gegenüber den Einheimischen, zum anderen von der Sorge, im Vergleich zu ihnen besonders anfällig, schwach, schutz- und behandlungsbedürftig zu sein.

Medizinwissenschaftler und praktizierende Ärzte versuchten durchaus, in die Lebensgestaltung der weißen Bevölkerung aktiv einzugreifen, indem sie Erziehungsmaßnahmen zu mehr Sauberkeit, moralischer Reinheit und Zurückhaltung forderten. In Australien führten ihre Bemühungen 1921 zur Gründung eines Gesundheitsministeriums.

Mit Verhaltensempfehlungen versuchten die Kolonialbehörden in Deutsch-Ostafrika, gegen die Ansteckungsgefahr durch die Schlafkrankheit anzukämpfen. So schlug das Kaiser-

liche Gesundheitsamt 1909 dem Innenministerium „Maßregeln für Europäer zum Schutz gegen die Infektion mit dem Erreger der Schlafkrankheit“ vor: „1. Man hat die Beobachtung gemacht, dass die Schlafkrankheitsfliegen sich mit Vorliebe auf schwarzen Gegenständen niedersetzen; es ist daher ratsam in den Gegenden, wo man den Stichen dieser Fliege ausgesetzt ist, einen weißen Anzug zu tragen. [...] 3. Der Europäer muss, wenn er sich in eine Fliegengegend begibt, mindestens einen, wenn möglich sogar zwei Boys bei sich haben, die mit Fliegen- oder Schmetterlingsnetzen versehen und im Fangen der Fliegen geübt sind. Es ist sehr zweckmäßig, den einen der Boys einen schwarzen Umhang tragen zu lassen, da dadurch die Fliegen gewissermaßen angelockt werden und so leichter gefangen werden können.“

Solch drastische Formen nahm bisweilen die Konstruktion des Europäers in den Tropen an, die letztlich zwei machtpolitische Implikationen hatte. Zum einen sollte die Besiedlung der eroberten oder besetzten Gebiete als realisierbar dargestellt werden. Zum anderen musste die Abgrenzung zur ansässigen Bevölkerung, zu den „Nichteuropäern“, wissenschaftlich untermauert werden, um die Machtverhältnisse zugunsten der Europäer zu verstärken.

Weiterführende Literatur

- Warwick Anderson: *The Cultivation of Whiteness*. Melbourne 2002.
- Boris Barth, Jürgen Osterhammel: *Zivilisierungsmissionen. Imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jh.* Historische Kulturwissenschaft, Band 6. Konstanz 2005.
- Philip Curtin: *Disease and Empire. The Health of European Troops in the Conquest of Africa*. Cambridge 1998.

Der „vermessene“ Europäer

Nikola Schmidt, Kilian Steiner

„Wenn es um die Körpermaße geht, ist Europa nicht zu vereinigen. Wenn Volvo ein Auto nach schwedischem Format baut, geht der Durchschnittsportugiese darin unter“, bemerkte vor einigen Jahren der Kieler Anthropologe Hans W. Jürgens. Das liegt daran, dass die Menschen in Europa unterschiedlich großgewachsen sind. Statistisch betrachtet sind die Niederländer sogar die größten Menschen der Welt: Die durchschnittliche Körperlänge der Männer beträgt dort 1,85m; in Frankreich hingegen werden die Männer im Mittel kaum über 1,75m groß. Diese Unterschiede im Körperbau durch Vermessen der Körperlänge wissenschaftlich zu erfassen, ist die Aufgabe der Anthropometrie.

Das Messen von Körpergrößen zählt zugleich zu den ältesten Methoden, Menschen zu klassifizieren. Seit dem 19. Jahrhundert gehört die Anthropometrie zu den Grundtechniken der Anthropologie. Zu einer Standardisierung der Meßmethoden – einer Grundvoraussetzung für den Vergleich von gewonnenen Körperdaten unterschiedlicher Populationen – trug wesentlich der Münchner Anthropologe Rudolf Martin (1864-1925) bei. Er fasste in einer noch heute international gültigen Form alle anthropometrischen Methoden und Maße zusammen.

Ein frühes Beispiel für die systematische Vermessung von Körpern ist das preußische Berufsheer unter Friedrich Wilhelm I. (1688-1740). Zur Uniformierung der Soldatenkleidung wurde anhand von empirisch gewonnenen Körpermaßen ein System von standardisierten Grundgrößen zur seriellen Herstellung von Kleidung entwickelt, um einen rationellen Stoffverbrauch und sparsamen Zuschnitt zu gewährleisten. Auch im 20. Jahrhundert gingen entscheidende Impulse zur industriellen Anwendung von Körperdaten vom Militär aus. Denn bei der Gestaltung der Schnittstelle von Mensch und Maschine spielt neben dem Körperbau die Motorik eine wichtige Rolle. Eine mangelhafte Berücksichtigung der Körperlängen und der Beweglichkeit der einzelnen Glieder kann die Leistungsfähigkeit des Nutzers und



Abb. 1:
Body Scanner
© VITRONIC, Wiesbaden

Abb. 2:
Digitaler Zwilling
© VITRONIC, Wiesbaden

seiner Maschine stark einschränken. Insbesondere für die Entwicklung von Militärflugzeugen im und nach dem Zweiten Weltkrieg wurden daher die Piloten vermessen und die Cockpits ihren Daten angepasst. In der Nachkriegszeit ging das Wissen um die Bedeutung solcher Daten ins zivile Produktdesign ein. Als eine der ersten nutzte die Automobilindustrie dieses Wissen. Auch dort mussten Sicherheit und Komfort erhöht sowie die Produktions- und Betriebskosten gering gehalten werden.

Aktuell erfolgen in verschiedenen Ländern Europas erstmals einheitliche Reihenmessungen, um die zeitbedingten Veränderungen der körperlichen Maße und Proportionen festzustellen. Daraus werden aktualisierte Körpermaßstatistiken und Größentabellen erzeugt und der Bekleidungs- und Automobilindustrie zur Verfügung gestellt (Abb. 1 und 2). Eine zusätzliche Auswertung des Datenmaterials in Anlehnung an die entstehende Norm EN 13402 soll schließlich die europaweite Einführung des EU-Beklei-

dungsgrößensystems gewährleisten. Statt der bisherigen, nationalen Maße wird nun der Europäer zum Bezugspunkt.

Bis allerdings einheitliche Körpermaße aller EU-Länder vorliegen, vergehen noch einige Jahre. Als Zwischenlösung werden daher anhand der aktuell verfügbaren Daten bei der Planung von Industriearbeitsplätzen Körpermesswerte eines „Europamenschen“ errechnet. Dazu bedient man sich der vorhandenen, nationalen Statistiken und eines komplizierten statistischen Verfahrens. Mit der Neubearbeitung dieser Daten findet zugleich eine Europäisierung statt – allmählich ersetzen die europäischen die nationalen Normen.

Gerade an den hier skizzierten Schnittstellen finden Vorstellungen Europas, der Europäer und einer „europäischen Technik“ Eingang in den Austausch zwischen Wissenschaft, Produzenten, Vermittlern und Konsumenten. Damit tragen auch Vorstellungen von Technik und Kleidung zur Identitätsbildung bei. Wie aber wird ein Mensch durch den Gebrauch von diesen Alltagsdingen – wie zum Beispiel Autos und Kleidung – zum Europäer gemacht beziehungsweise europäisiert?

Mensch und Maschine

In der Automobilindustrie ist die Berücksichtigung anthropometrischer Daten bereits in der Fahrzeugentwicklung notwendig. Besonders wichtig sind dabei die Ergonomie und die Prüfung der Sicherheit mit den Puppen, den so genannten Crashtest Dummies. Die Messdaten fließen in die Produktgestaltung von Automobilen ein, ohne die körperlichen Besonderheiten menschlicher Individuen berücksichtigen zu können. Die Nutzer haben sich den von Wissenschaft und Industrie gesetzten Standards anzupassen. Auf dieser Ebene erfolgt auch eine Standardisierung des Europäers, denn das führende Nutzerbild der Automobilindustrie ist das des „europiden Fahrers“.

Die Verwendung von Körperdaten lässt sich in der Automobilindustrie international bis in die 1950er Jahre zurückverfolgen. Dort fanden insbesondere zwei- und dreidimensionale Dummies in Form von Zeichenschablonen und Puppen weite Verbreitung.

Die erste Zeichenschablone mit Normfunktion war das H-Point Template beziehungsweise das SAE-Manikin, das die Seitenansicht eines Rumpfes mit Beinen simuliert. Die Grundlage dieser Norm bildeten Beinlängen, die an im Koreakrieg

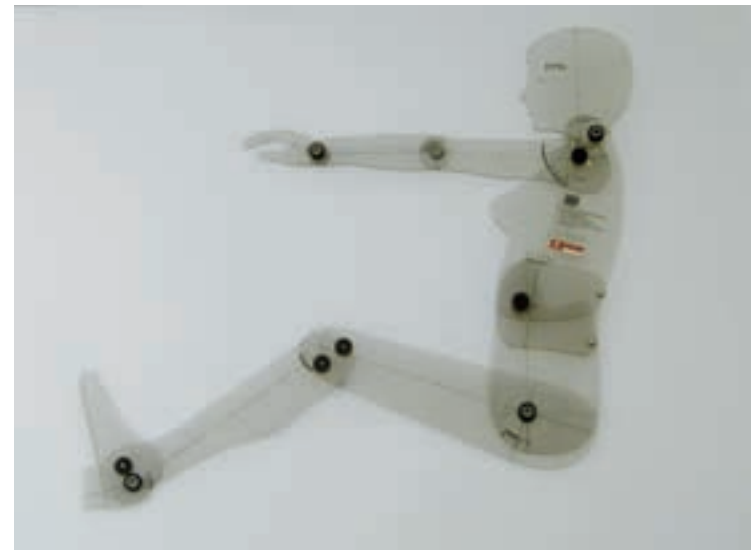


Abb. 3:
Kieler Puppe
© BMW Group
Classic, München

gefallenen, weißen US-Soldaten erhoben worden waren. Damit wurden ausschließlich Körperdaten europider Menschen berücksichtigt, da die meisten Amerikaner ja europäische Einwanderer sind. Da die Norm amerikanischen Ursprungs ist, meint „Europide“ hier nicht die Bevölkerung eines wie auch immer kulturell, politisch, wirtschaftlich oder geografisch definierten Kontinents, sondern ist vielmehr die Populationsbezeichnung, welche auch heute noch in der Forschung zur Humandiversität Verwendung findet. Nicht-„Europide“ wurden neben Frauen von dem SAE-Standard nicht erfasst. Dies ist deshalb bemerkenswert, da auch Frauen auf die Kaufentscheidung Einfluss haben und besonders auf den Autositz sowie die Erreichbarkeit von Pedalen und Lenkrad achteten. Gleichermaßen waren etwa Afroamerikaner bereits in den 1950er Jahren eine relevante Käufergruppe, da der Autokauf für sie lange Zeit die einzige Möglichkeit war, unbehelligt zu reisen und ihren sozialen Aufstieg nach außen zu zeigen. Trotz dieser der Automobilindustrie bekannten Fakten favorisierten ihre Ingenieure bei der Auslegung des SAE-Manikins die Maße eines *homo europaeus* im wahrsten Sinne des Wortes.

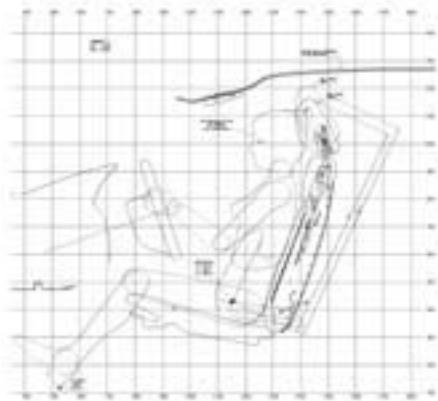


Abb. 4:
Autositzkonstruktion
mit Kieler Puppe
© Johnson Controls
GmbH, Sindelfingen

Bis in die 1970er Jahre kursierten in der deutschen Automobilindustrie neben dem SAE-Manikin weitere Körperumriss-schablonen. Auch am Anthropologischen Institut der Universität Kiel waren zu Beginn der 1970er Jahre Vorarbeiten zu einer westdeutschen Körperumriss-schablone weit vorangeschritten. Diese Schablone wird nach ihrem Entstehungsort als „Kieler Puppe“ bezeichnet. Deren Prototypen waren auf Grundlage der anthropometrischen Messwerte von 7.144 männlichen Rekruten im Alter von 20 Jahren, Fotoserien und einzelner Röntgenaufnahmen entwickelt worden (Abb. 3). In der Folge bemühte man sich um die Erfassung sozialstatistisch relevanter Körperlängen der westdeutschen Bevölkerung; Zusätzlich wurden Frauen bis 60 und Männer bis 65 Jahren vermessen.

An der endgültigen Auslegung der „Kieler Puppe“ waren wesentlich mehr gesellschaftliche Gruppierungen beteiligt als bei der Entwicklung des SAE-Manikin in den USA. Hierzu gehörten unter anderem Unternehmer und Ingenieure aus unterschiedlichen Branchen sowie Experten aus dem Arbeitsschutz. Zudem hatte die interessierte Öffentlichkeit zumindest theoretisch die Möglichkeit, sich durch Einsprüche gegen die öffentlich ausgelegten DIN Normentwürfe an der Diskussion zu beteiligen.

Die wesentlichen Vorteile der „Kieler Puppe“ gegenüber der SAE-Schablone lagen darin, dass erstmals beide Geschlechter sowie Beine, Arme und Kopf berücksichtigt wurden. Sie gewährleistete dadurch eine Anwendung für alle sitzenden Tätigkeiten. Die dem SAE-Manikin angepasste „Kieler Puppe“ avancierte in der deutschen und österreichischen Automobilindustrie zur dominierenden Zeichenschablone und wurde erst Mitte der 1990er Jahre durch virtuelle Dummies ersetzt (Abb. 4).

Als der Schöpfer der „Kieler Puppe“ Hans W. Jürgens zu Beginn der 1990er Jahre durch die Europäische Kommission mit der Vermessung und Normierung der EU-Wohnbevölkerung beauftragt wurde, drohte er, über diesem Problem zu verzweifeln. Die Europäische Kommission hat jedoch die Hoffnung auf einen einheitlichen europäischen Standard nicht aufgegeben. So sieht die Agenda des von der Kommission geförderten Forschungsprojektes HUMOS2 vor, digitale Menschmodelle zu entwickeln, die eine weite Bandbreite der europäischen Bevölkerung repräsentieren und eine präzise Risikoabschätzung für in Autounfälle verwickelte Unfallopfer erlauben sollen.

Konfektionskleidung

Die Entwicklung eines einheitlichen Bekleidungsgrößensystems ist die Voraussetzung für die Massenproduktion von Kleidung. Anders als maßangefertigte Kleidung, die nach den individuellen Körpermaßen eines Kunden gefertigt ist, wird Konfektionskleidung für eine anonyme Kundschaft produziert. Hier ersetzen die anthropometrischen Studien die spezifischen Informationen über den Kunden (Abb. 5). Ein nationales Größensystem ist darauf angelegt, die vorhandene Vielfalt der Körperformen so weit wie möglich zu berücksichtigen. Die Harmonisierung der nationalen Größensysteme durch das Normenwerk EN 13402 wird durch ein Nord-Süd-Gefälle im Körperbau der Bewohner der europäischen Länder erschwert. Um dennoch ein Optimum der Passform zu erreichen, sollen die avisierten europaweit einheitlichen Größen wiederum regionale Unterschiede erlauben.

Konfektionskleidung verfügt mit ihrem Standardisierungspotential über eine unsichtbare, aber dennoch machtvolle Disziplinierungsstrategie. Ausgangspunkt für eine erste Festlegung der Größenbezeichnungen gegen Ende des 19. Jahrhunderts waren die so genannten Normalgrößen. Die Maße und Proportionen dieser Größen beruhten auf der Annahme einer Normalgestalt des menschlichen Körpers. Als Vorbild wurden die Körperformen griechischer Statuen mit ihrer idealen Linienführung herangezogen. Die Normalgröße basierte also auf einem idealen Körperbild. Kleidung war auf diese Weise angelegt, den Körper so zu formen, dass er dem Ideal von Gleichmaß und Symmetrie weitestgehend entsprechen konnte. In diesem Kontext ist die Standardisierung von Kleidergrößen auch eine Form der Körperdisziplinierung. Die zugleich einsetzende Orientierung an den

Konfektionsgrößen als Körpernorm bedeutet schließlich, dass der Körper den Kleidergrößen angepasst und nicht die „passende“ Kleidergröße für den jeweiligen Körper ausgesucht wird. Den Einfluss der Konfektionsgrößen auf den gesellschaftlichen Blick auf den Körper beschreibt die Kostümhistorikerin Kerstin Kraft: „der moderne Mensch wird durch sie ein Anhänger einer Zahlenmagie, die sich in 90-60-90 ausdrückt. Exemplarisch ist die aktuell berüchtigte Kleidergröße Size Zero [auch eine] Folge der modernen Idee der Körperdisziplinierung“.

Mit der neuen europäischen Größensystematik wird zugleich ein neuer, ein europäischer Normkörper konstruiert. Dieser besitzt das Potential, bei Passformmängeln dem Konsumenten zu vermitteln, dass er einen Körper hat, der nicht europäisch ist.

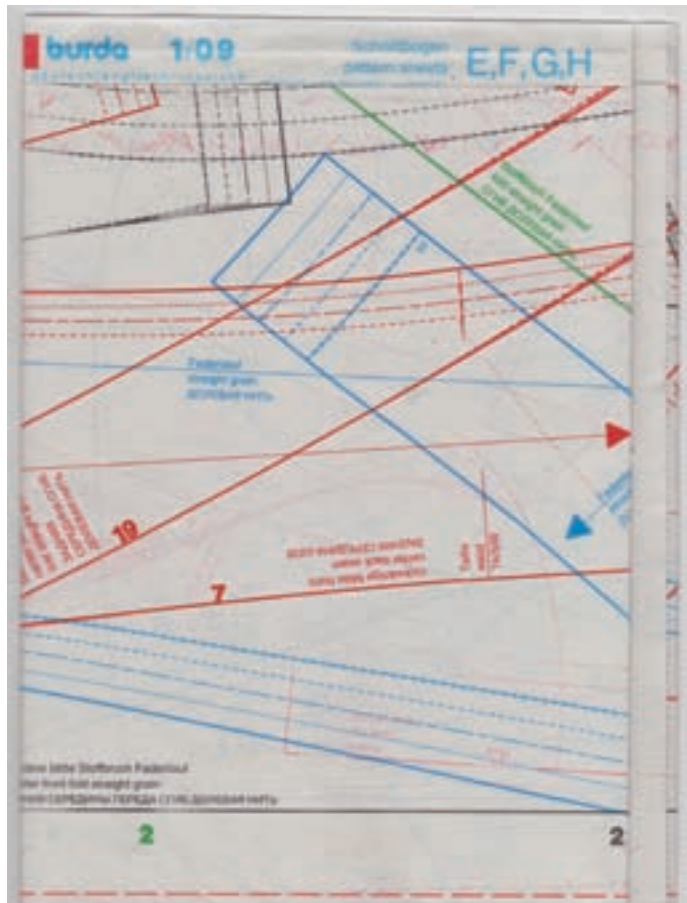


Abb. 5:
Schnittbogen, 2008
© Verlag Aenne Burda

Das Prinzip Normierung

Automobile und Kleidung werden hier als standardisierte Produkte einer seriellen Massenfertigung betrachtet. Doch die dafür relevanten anthropometrischen Erhebungen sind eine abstrakte Transformation des Körpers in Tabellen und Konstruktionspläne. Daher bedeuten Standardisierungen und Normierungen eine Entfernung vom individuellen Körper. Das heißt, dass nicht nur die Dinge dem Menschen angepasst werden, sondern der Mensch hat sich ebenso den Dingen anzupassen. Denn Dinge sind immer auch sozialisierende Produkte, die den Menschen und seine Tätigkeiten prägen. Ein Produkt ist also Träger gesellschaftlicher Formbestimmungen: Der Körper wird in eine kulturelle Position gebracht, zu einer bestimmten Haltung gezwungen wie in eine Schale oder ein Korsett.

Hinter der Normierung stehen stets industrielle und politische Interessen. Die aktuellen Reihenmessungen basieren auf Kooperationen zwischen Wissenschaft und Wirtschaft. Als Ziel wird mit der Neuvermessung ein einheitlicher europäischer Vertriebsmarkt angestrebt. In diesem Sinne wird den Menschen sozusagen das „Europäisch-Sein“ auf den Leib geschneidert. Als Autofahrer oder Fahrgast findet der Mensch als Europäer seinen (Sitz-)Platz.

Weiterführende Literatur

Sigrid Braunfels: Der vermessene Mensch.
Anthropometrie in Kunst und Wissenschaft. München 1973.
Kerstin Kraft: kleider.schnitte. In: Gabriele Mentges, Heide Nixdorff (Hg.): zeit.schnitte: Kulturelle Konstruktionen von Kleidung und Mode. Berlin 2001, S. 19-140.
Gert Selle: Design-Geschichte in Deutschland. Produktkultur als Entwurf und Erfahrung. Köln 1987.



Lebensmittel für den Europäer

Lorraine Bluche, Stephan Gabriel Haufe

Was haben der Eisvogel (*Alcedo attis*), der Vogel des Jahres 2009, und der italienische Lardo di Colonnata gemeinsam? Sie stehen unter Schutz. Beide galten in der Vergangenheit als bedroht, der eine in seiner Art, der andere in seiner Machart. Der Vogel mit dem leuchtend blauen Rückenstreif steht deshalb unter Naturschutz. Der hochwertige Speck Lardo di Colonnata, dem eine heilsame Wirkung nachgesagt wird, ist ein Lebensmittel, das unter einem so genannten europäischen Herkunftsschutz steht.

Nun leuchtet beim Eisvogel ein, dass der Mensch eine Gefahr für diesen Vogel darstellen kann, indem er dessen Lebensraum – wilde Fluss- und Auenlandschaften – zerstört. Darum werden ebensolche Landschaften als (Natur-)Schutzzonen ausgewiesen, in denen Eingriffe des Menschen untersagt sind. Auf diese Weise soll die natürliche Artenvielfalt und damit das natürliche Gleichgewicht erhalten werden. Seit fünf Jahren wird nun auch der Lardo geschützt, um Vielfalt zu gewährleisten – die Vielfalt von Nahrungsmitteln für die Konsumenten in der Europäischen Union (EU) (Abb. 1). Doch wer oder was gefährdet das Überleben einer italienischen Specksorte? Für die Speckbauern im italienischen Colonnata-Tal ist es die Europäische Union gewesen und ihre Ausrichtung in der Nahrungsmittelpolitik (Abb. 4).

Die Nahrungsmittelpolitik der Europäischen Union

Diese Politik folgt einem doppelten Ansatz. Auf der einen Seite soll der europäische Konsument durch strenge hygienische Standards vor Gesundheitsschäden geschützt werden. Die Lebensmittel-Behörden der Mitgliedsländer sollen sicherstellen, dass keine Lebensmittel auf den EU-europäischen Markt gelangen, die den Menschen in irgendeiner Weise gefährden können.



Abb. 1:
Lardo di Colonnata
© www.drldicolonnata.com

ten. Dabei geht es sowohl um die richtige Lagertemperatur von Fleisch, als auch um die persönliche Hygiene der Hersteller oder um mikrobiologische Faktoren. Eine 1993 geschaffene Hygiene-Richtlinie unterscheidet dabei zwischen Mindestanforderungen und solchen, die darüber hinausgehen. Die Umsetzung der europäischen Hygiene-Gesetzgebung variiert von Land zu Land und auch von Kontrollbehörde zu Kontrollbehörde.

Bereits im Jahr vor der europäischen Hygienerichtlinie hatte die EU die Möglichkeit eröffnet, „traditionelle europäische“ Produkte beim EU-Agrarkommissariat als schützenswert listen zu lassen. Grundlage hierfür ist die Richtlinie zum „Schutz und zur Aufwertung von besonderen Agrarerzeugnissen und Lebensmitteln mit Herkunftsbezeichnung“, die 2006 erweitert und novelliert wurde. Bei der EU angemeldete Agrarprodukte erhalten demnach ein Schutzlabel, wenn die Erzeuger glaubhaft machen können, dass ihr Produkt eng mit einer bestimmten Region und deren klimatischen sowie geologischen Gegebenheiten oder mit über lange Zeiträume gewachsenen Zubereitungsformen verknüpft ist. Ebenso müssen die Antragsteller Aussehen, Geruch und Geschmack des Lebensmittels wie auch das Herstellungsverfahren genau beschreiben. Schließlich sollen sich die regionalen Produzenten zu einer Schutzgemeinschaft zusammenschließen. Hat das Verfahren Erfolg, können die Erzeuger eines von drei 1992 entwickelten Gütesiegeln der EU verwenden: die

„geschützte Ursprungsbezeichnung“ („g. U.“), die „geschützte geografische Angabe“ („g. g. A.“) oder die „garantiert traditionelle Spezialität“ („g. t. S.“). Als Träger eines solchen Herkunftsschutzes können die Produzenten zum Beispiel von den Hygienevorschriften abweichen, sofern sie nachweisen, dass dies dem Erhalt der jeweils spezifischen Qualität ihres Erzeugnisses dient.

Die drei Schutzlabel sollen Herstellern einerseits ermöglichen, Nahrungsmittel trotz strengerer Lebensmittelgesetze nach althergebrachten Rezepten und Verfahren zu produzieren. Andererseits sind sie für die EU ein Mittel, die Vielfalt der Nahrungsmittel und der Nahrungsgewohnheiten und damit das kulinarische Erbe der Europäer zu erhalten.

Historisch gesehen greift die EU mit dem Herkunftsschutz auf ein bekanntes Konzept zurück. Der französische Roquefort gilt als erstes Beispiel dafür. Der Schafmilchkäse erhielt bereits im 15. Jahrhundert eine Art Herkunftsgarantie und 1925 als erstes Nahrungsmittel den französischen Herkunftsschutz „Appellation d'Origine Controlée“. Dieses Konzept setzt sich in den heutigen EU-Herkunftslabeln fort.

Der Speck im Visier der Kontrolleure

1996 stürmte die lokale Polizei das Restaurant Venanzio in Colonnata, das als „Tempel des Lardo“ gilt. Mitarbeiter der örtlichen Gesundheitsbehörde beschlagnahmten mit Rückendeckung der Polizei den Lardo und stellten die Marmortröge, in denen der Speck hergestellt wurde, unter Quarantäne. Hierbei ging es um die Umsetzung der EU-Hygiene-Richtlinie. Stein des Anstoßes war das poröse Material der Marmortröge, die so genannten *concas*, die für die Lardo-Produktion verwendet werden (Abb. 2).

Die Gegend um Colonnata ist für ihren Marmor berühmt; bereits Michelangelo verwendete das weiße feinkörnige Gestein für seine Skulpturen. Seit Jahrhunderten wird der Marmor von Arbeitern aus der Region, deren traditionelle Kraftnahrung der Lardo di Colonnata war, in den Steinbrüchen abgebaut. Bis heute werden die *concas*, in denen der Speck reift, aus dem um Colonnata gewonnenen Marmor gefertigt. Dessen spezifische Beschaffenheit gibt dem Lardo seinen besonderen Geschmack, so die Hersteller.



Abb. 2:
Trog, der aus
Marmor hergestellt
worden ist
© www.drldicolonna.com

Infolge der Razzia sahen sich die Produzenten gezwungen, den Hygieneforderungen teilweise nachzugeben. Sie verschlossen beispielsweise die Tröge mit Deckeln und flieten ihre Kellerräume. Doch gerade kleinere Hersteller hielten sich nach der Razzia nicht an die Vorgaben.

Im Zuge des Konflikts zwischen Speckproduzenten und Lebensmittelkontrolleuren kam es zu einer Medienkampagne, die von vielen regionalen, aber auch überregionalen Zeitungen getragen wurde. Im Kern drehte sich alles um eine Frage: Darf die EU über toskanische Nahrungsmittel und europäische Essgewohnheiten bestimmen?

Der geschützte Speck

Dem Lardo, einem vorher nur kulinarischen Insidern bekannten Produkt, wurde durch die Debatte ungeahnte Aufmerksamkeit zuteil; allerdings nicht nur zum Vorteil der Speckhersteller. Immer mehr Produzenten in anderen Teilen des Landes witterten nun Marktchancen und begannen ebenfalls Speck herzustellen, den sie Lardo di Colonnata nannten. Die lokalen Produzenten in Colonnata waren über diese Produktkopien empört. Ihrer Meinung nach durfte sich nur Lardo di Colonnata nennen, was auch aus Colonnata kam. Sie forderten deshalb einen Schutz für ihr Produkt und wandten sich zu diesem Zwecke an die EU.

Um erfolgreich zu begründen, dass der Lardo ein europäisches Schutzlabel verdiene, rief die Stadt Colonnata 1999 eine Arbeitsgruppe ins Leben. Diese sollte möglichst viele Informationen über den Speck sammeln, um glaubhaft zu machen, dass er ein Produkt sei, das nur dank der geografischen, klimatischen und soziokulturellen Bedingungen vor Ort seinen unverwechselbaren Charakter gewinnt und über eine lange Herstellungstradition verfügt.

2004 erhielt der Lardo schließlich das ersehnte Gütesiegel „geschützte geografische Angabe“ (Abb. 3). In der entsprechenden Verordnung, die sich wie das Produkt aus Zettelkästen örtlicher Hobbyhistoriker und -volkskundler liest, heißt es:

„Es ist durchaus möglich, dass in der Römerzeit an diesem Ort (Colonnata, Anmerkung der Autoren) schon Verfahren zur Haltbarmachung von Schweinefleisch eingeführt wurden. Zudem gibt es Nachweise dafür, dass die Römer wussten, wie wichtig Speck für diejenigen war, die schwere Arbeiten verrichten mussten. [...] Die gute Qualität des vor Ort gewonnenen Marmors führte dazu, dass er neben der Architektur und der Kunst zunehmend auch im Handwerk verwendet wurde, also für Dinge des täglichen Gebrauchs, wie z. B. Salzstößel und die berühmten, als ‚Conche‘ bezeichneten Marmorgefäße, die für die Reifung des Specks verwendet wurden.“

Nach erfolgreich abgeschlossenem Schutzverfahren darf sich Lardo di Colonnata heute nur noch der Speck nennen, der auch wirklich aus dem Bergdorf kommt, ohne Konservierungsstoffe und Kühlkammern in sechs Monaten gereift ist und das entsprechende Siegel mit Produktions- und Herkunftscode trägt. Der Speck ist nun ein Nahrungsmittel neuen Typs: ein EU-geschütztes „traditionelles“ Produkt. Der europäische Verbrau-

cher soll so also nicht mehr mit Lardo-Kopien getäuscht werden und erkennen, was der echte Lardo di Colonnata ist. Europaweit gibt es zurzeit über siebenhundert geschützte Lebensmittel – darunter 36 deutsche Produkte, wie beispielsweise die Spree-waldgurke, der Altenburger Ziegenkäse, das Lausitzer Leinöl oder die Nürnberger Lebkuchen. Was aber bewirkt der Schutz eines Lebensmittels genau?

Ein besonderes Lebensmittel für den Europäer? – Der Speck im Wandel

Beim europäischen Schutzverfahren für traditionelle Lebensmittel geht es wie beschrieben um den Erhalt von über Jahrhunderte praktizierten Herstellungsmethoden. Sie gelten – analog zum Weltkulturerbe – als europäisches Kulturerbe und stehen für die europäische Nahrungsvielfalt. Das Schutzverfahren verfolgt daneben noch ein weiteres Ziel: Da Ess- und Trinkgewohnheiten zentral für den Alltag jedes Menschen und Teil seines Selbstverständnisses sind, eröffnet sich auf dem Feld europäischer Lebensmittelrichtlinien die Möglichkeit, zugleich eine Identitätspolitik zu betreiben. Per Label widmet die EU lokale Erzeugnisse zu europäischen Produkten um. Hersteller, Händler und Konsumenten werden so zu Bewahrern der europäischen Nahrungskultur.

Darüber hinaus zieht das Schutzverfahren weitere Entwicklungen nach sich. So ist aus dem ehemals „proletarischen“ Lardo nun ein begehrter Luxusartikel geworden: Was früher die Kraftnahrung der Bergarbeiter im Marmorsteinbruch war, liegt heute in den Ladentheken von Delikatessengeschäften in Rom, Berlin oder Paris. Die Hersteller erschließen folglich völlig neue Konsumentengruppen und steigern ihren Absatz.

Die Speckherstellung bekommt zum Teil einen industriellen Charakter; zurzeit werden knapp 150.000 Kilo Lardo im Jahr produziert. Funktion und Stellenwert des nunmehr unter Schutz gestellten Specks haben sich durch den Europäisierungsprozess also verändert und wurden umgedeutet.

An dieser Stelle zeigt sich der gravierende Unterschied zwischen Eisvogel und Lardo. Der seltene und scheue Vogel gehört niemandem. Sein Schutz ist vielmehr eine ideell geleitete Maßnahme zum Erhalt der natürlichen Artenvielfalt und der Naturkreisläufe. Für den Lardo dagegen gibt es nun eine Lizenz, die in den Besitz der zwölf eingetragenen Hersteller übergeht.



Abb. 3:
Schutzplaketten
der Europäischen
Union
© Europäische
Kommission

Sein Schutz folgt kommerziellen Interessen. Zwar dürfen auch andere Hersteller weiter den Speck produzieren, aber nur die zwölf Lizenzgeber dürfen den Speck als Lardo di Colonnata vertreiben, aufgrund des europäischen Gütesiegels „geschützte geografische Angabe“. Ein Schutzverfahren zieht also eine Exklusivität nach sich und schafft unterschiedliche Qualitäten – zumindest auf dem Papier. Ob sich beide wirklich unterscheiden, können die europäischen Verbraucher kaum erkennen. In der Regel kostet ein geschütztes Produkt aber mehr als das gleiche Produkt ohne Schutzmarke. Darum mag noch etwas anderes zählen: Egal ob mit oder ohne Siegel ist der Lardo di Colonnata Teil der italienischen und europäischen Nahrungskultur. Als solcher hat er einen ideellen und nicht zuletzt kulturellen Wert: für die, die ihn herstellen, und für die, die ihn essen. Als Produkt mit dem EU-Herkunftsschutz wird dieser Wert nun EU-europäisch aufgeladen.

Weiterführende Literatur

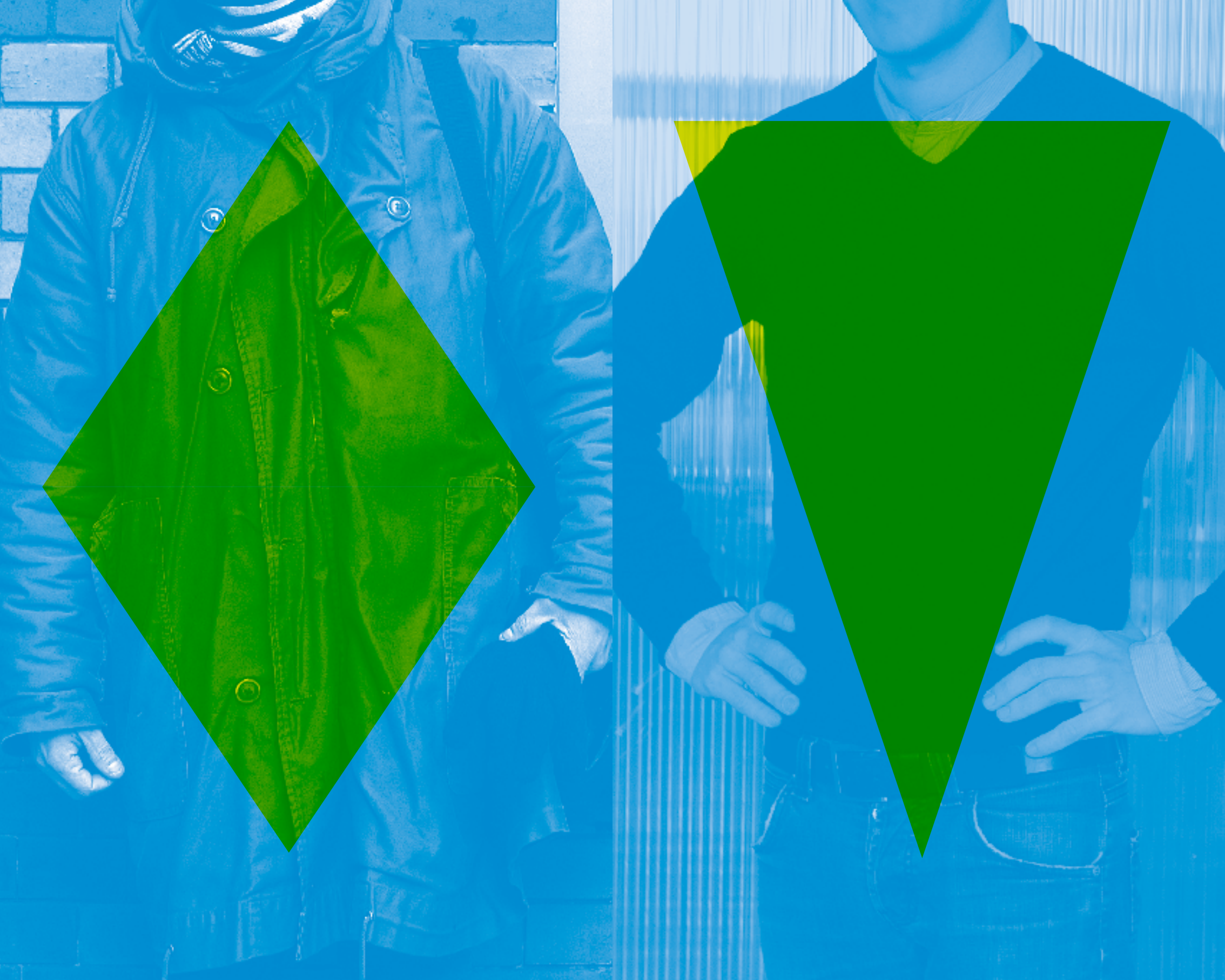
Carina Folkesson: Geographical Indications and Rural Development in the EU. Lund 2005.

Alison Leitch: Slow Food and the Politics of Pork Fat: Italian food and European Identity. In: Ethnos, Bd. 68/4, Dezember 2003, S. 437-462.

Alison Leitch: The social life of lardo. In: The Asia Pacific Journal of Anthropology, 1/1, 2000, S. 103-118.



Abb. 4:
Carrara, im Norden der Toskana,
ist bekannt für seine Marmorbrüche
© centroFoto, Carrara



Der Europäer in der Black Box

Markus Speidel

„Europäer müssen zusammenrücken“: Mit diesen Worten versuchte Max Grundig (1908-1989), der Gründer des gleichnamigen Elektronikunternehmens, 1982 die europäische Öffentlichkeit aufzurütteln. In den USA wurde zeitgleich mit dem Spruch „One system, one market. Europe“ geworben. Damit sollte nicht nur der Eindruck erweckt werden, dass eine spezielle europäische Technologie mit speziellen europäischen Geräten existiere, sondern auch, dass gemeinsame (technologische) Bedürfnisse die Europäer miteinander verbänden. Was soll aber „europäisch“ in diesem Zusammenhang bedeuten, was kann ein solches Gerät im Gegensatz zu einem anderen? Heißt das, ein Gerät ist europäisch, weil es in Europa gebaut wurde? Wohl kaum – vielmehr wurde ihm das „Europäisch-Sein“ in Sinne bestimmter Qualitätsmerkmale zugeschrieben: Doch hat diese Konstruktion funktioniert? Überzeugte der *homo europaeus* im Gerät auch den *homo europaeus* als Konsumenten?

Krise und Marktforschung

Im Bereich der Technologie wie im Speziellen der Unterhaltungselektronik gerieten europäische Hersteller im Verlauf der 1960er und 1970er immer mehr ins Hintertreffen. Billigere und bessere Produkte aus den USA und Japan bedrängten ihre Märkte, und spätestens seit den 1970er Jahren machte deswegen das Stichwort vom „technological gap“, dem technologischen Rückstand gegenüber Amerika und Fernost, die Runde (Abb. 1). Dementsprechend brachen für europäische Erzeuger die Absatzmärkte zusammen. Innerhalb der Unterhaltungselektronik war der wichtigste Markt, das Farbfernsehen, lange Zeit vor überseeischer Konkurrenz geschützt, da es in Europa eine Vielzahl unterschiedlicher technischer Normen gab und außer-europäische Unternehmen nicht die notwendigen Lizenzen erhielten. In den USA und Japan existierte hingegen eine einheit-



Abb. 1:
Commodore
8032 SK
© Erik Klooster

liche Norm und die Unternehmen mussten den europäischen Flickenteppich als abschreckend empfinden. Das sicherte den europäischen Produzenten zunächst ihre Marktanteile in Europa. In vielen Bereichen machte sich der Wettbewerb hingegen zunehmend bemerkbar – etwa bei kleinen Radios, später auch bei Computern oder Videorecordern. Gerade bei diesen Aufzeichnungsgeräten deutete sich eine weltweite Vereinheitlichung an, die Europa als Markt für internationale Produzenten zunehmend interessant machte.

Angesichts dieser Herausforderungen und des zunehmenden Bedeutungsverlustes europäischer Produkte und Technologien entwickelten Staaten, Konzerne und Verbände in Europa verschiedene Strategien, um den „technological gap“ zu überwinden. Der Staat half bei der Entwicklung von Forschungsprojekten oder dem Aufbau von Infrastruktur. In den Privatkonsum konnte er jedoch kaum eingreifen. Insofern mussten andere Strategien gefunden werden, um den Absatz europäischer Produkte zu fördern. Generell ist in der Unter-

haltungselektronik der Preis der nachhaltigste Grund für eine Kaufentscheidung. Um den höheren Preis der Geräte und Systeme zu rechtfertigen, der durch die höheren Lohnkosten in Europa entstand, musste ein Mehrwert geschaffen werden, der nur durch eine kulturelle Überformung der Geräte entstehen konnte.

Wer in Europa erfolgreich verkaufen will, muss die Wünsche der Europäer kennen. Als übliches Instrument für deren Ermittlung hat sich im 20. Jahrhundert die Marktforschung beziehungsweise die Marktanalyse herausgebildet. Dabei geben Firmen Wissenschaftlern (in diesem Fall meist Soziologen) den Auftrag, Erkenntnisse über Interessen, Wünsche oder Vorlieben ihrer potenziellen Kunden zu erstellen. Profile einzelner Käufergruppen werden verfasst und sie bestimmen über Design, Funktion und Preissegmente. In einem weiteren Schritt werden die so entstandenen Vorstellungen in der Werbung zum Produkt aufgegriffen und reproduziert. Idealisierte oder vereinheitlichte Vorstellungen über den richtigen Umgang und den Konsum der Waren werden den potentiellen Kunden vorgeführt. Diese wirken somit normativ auf den Markt. Ähnlich verhält es sich mit den Geräten: Durch den Einbau gewisser Funktionen werden Standards innerhalb der Unterhaltungselektronik gesetzt, die das Verhalten reglementieren und standardisieren, die gewisse Handlungen erlauben, andere jedoch nicht zulassen.

Die Marktforschung steht dabei vor dem Problem, eine Vielzahl von persönlichen Interessen, Wünschen und Vorstellungen in einfach verständliche und allgemein gültige Aussagen verwandeln zu müssen. Meist folgt dies durch eine Betonung von Mehrheitsmeinungen oder durch Zusammenfassung von Vorstellungen oder Wünschen, die zwar niemand geäußert hat, deren Summe aber Äußerungen von vielen verschiedenen Umfrageteilnehmern enthält. Diese Ergebnisse werden nach sozialen Gruppen getrennt den Unternehmen zur Verfügung gestellt. In den Firmen versucht man nun, anhand der gelieferten Daten die jeweilige Produktpolitik auszurichten. Genau dies geschah im Fall der Unterhaltungselektronik für den europäischen Markt.

Technik wird europäisch

Wenn man sich die Debatten der 1970er und 1980er Jahre anschaut, dann fällt vor allem eines auf: Die Prämisse, unter der damals Daten erhoben wurden, ging davon aus, dass man vor allem den „europäischen Kunden“ erreichen müsse. Es ging nicht um regionale, nationale oder globale Märkte, sondern um den europäischen. Also wurde es zur Aufgabe der Marktforschung, die Bedürfnisse „des“ Europäers herauszufinden und ihm technische Geräte quasi auf den Leib zu schneiden.

So entpuppt sich die Marktforschung als eine neue Variante der Anthropologie. Sie erfasste und standardisierte aber weniger die körperlichen Eigenschaften der Europäerin und des Europäers, sondern ihre und seine Bedürfnisse und Wünsche. Unter Zuhilfenahme von Fragebögen und standardisierten Antworten mit Bewertungsskalen wurden qualitative Bedürfnisse und Erfahrungen in quantitative, messbare und vereinheitlichte Nutzerprofile übersetzt. Das Ergebnis bildeten Statistiken, auf deren Grundlage dann Technologien entwickelt, in Produkten umgesetzt und in Werbekampagnen beworben wurden. Als Grundannahme war aber implizit vorgegeben, den Europäer in diesen Daten zu finden. Bereits im Vorfeld stand nämlich fest, dass die Wünsche als spezifisch europäisch definiert waren.

Dafür zwei Beispiele: Um sich der Konkurrenz aus Übersee zu erwehren, hatten europäische Hersteller gemeinsam ein Videosystem entwickelt – mit VCR (später weiterentwickelt zu Video 2000) versuchten sie, dem japanischen VHS-System etwas entgegenzuhalten. Mit Interactive Videotex (in Deutschland bekannt unter dem Namen Bildschirmtext) als Informationsmedium wollten sie mit der blühenden amerikanischen Computerindustrie konkurrieren. In diese Produkte floss die Marktforschung ein, und zugleich bemühte man sich nun, Video2000 und Interactive Videotex als speziell europäische Technologien im Bewusstsein der Konsumenten zu verankern. „Europa“ tauchte von nun an in der Werbung auf, Personen öffentlichen Interesses sprachen von europäischen Technologien und in Fachzeitschriften wurden Vergleiche zwischen europäischen und nicht-europäischen Geräten unternommen. Insgesamt wurde so der Eindruck erweckt, dass es eine spezifisch europäische Technik mit speziellen Geräten gäbe (Abb. 2).

Daneben spielten aber auch klassische Vorstellungen von Europa und europäischer Technik eine Rolle. Vor allem in



Abb. 2:
Broschüre „One System. One Market. Europe“, um 1983
Sammlung Dr. Alois Lipka, Berlin

Deutschland konnte mit Bildern von „beseelter“ Technik argumentiert werden. Aber auch anderswo wurde in der Werbung wie in der öffentlichen Diskussion „europäisch“ mit „technologisch hochwertig“, mit „nachhaltig“, „anspruchsvoll“ oder gar mit „kulturell bedeutsam“ zusammengebracht. Diese Zuschreibungen hatten nur noch entfernt etwas mit dem Produktionsstandort zu tun, sondern sollten Vorstellungen von einer besonderen, tendenziell überlegenen Technik transportieren. Dass sich dahinter auch die Angst verbarg, dass Europa in der Elektronikbranche zurückfallen könnte und dass ein massiver Stellenabbau drohte, wurde – wenn überhaupt – dann nur am Rande erwähnt.

Das „Europäisch-Sein“ bestand zum Beispiel im Bereich des Video2000-Systems einfach nur darin, dass ein eigener Standard entwickelt worden war, mit dem man den Markt schützen wollte. Dieser Standard hatte gewisse Eigenschaften und ermöglichte gewisse Funktionen, die die japanische VHS-Konkurrenz nicht erlaubte. Beispielsweise konnte man bei Video2000 auf die gleiche Bandlänge doppelt so viel aufzeichnen, da man die Kassetten wenden konnte. Dagegen konnte VHS andere Dinge, die man bei einem Video2000-Gerät nicht hatte, anfangs fehlte bei Video2000 zum Beispiel die Standbildfunktion. Mit der Stilisierung zum europäischen Gerät wurde die technische Differenz jedoch zunehmend als kultureller Unterschied identifiziert und benannt. Der Europäer steckte mit einem Male im Gerät und erlaubte oder steuerte Möglichkeiten der Bedienung.

Europa, europäisch, Europäer sind auch heute noch Metaphern, die Assoziationen wecken und es Werbern ermöglichen, mit diesen einfachen Schlagwörtern ganze Gedankenwelten zu erschaffen. Wir sprechen von europäischer Mode, europäischen Autos oder europäischer Musik, und jedes Mal ist damit mehr gemeint als lediglich der Entstehungsort des Produkts.

VCR, Video 2000 und Interactive Videotex scheiterten in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre, da die Verkaufsstrategie „europäische Technik“ als Argument gegenüber dem Preisdruck und wegen des zu geringen Angebotes zu schwach war. Die Europäer bevorzugten trotz ihrer anspruchsvollen Wünsche die preisgünstigeren Geräte. Mit dieser Einstellung stehen sie jedoch nicht alleine da – dieses Kaufverhalten ist auf der ganzen Welt ähnlich. Heute gibt es zwar noch den Europäer als Produzenten und Konsumenten, aber bis auf ein paar Ausnahmen keine europäische Unterhaltungselektronikindustrie mehr. Ob das Überleben der Wenigen daran liegt, dass deren Marktfor-

scher den Europäer am genauesten analysiert haben und sie seine Wünsche besonders gut befriedigen, oder aber, dass der Europäer für sie keine Orientierungsgröße ist, muss vorerst offen bleiben.

Weiterführende Literatur

Andreas Fickers: ‚Politique de la grandeur‘ versus ‚Made in Germany‘. Politische Kulturgeschichte der Technik am Beispiel der PAL-SECAM-Kontroverse. München 2007.

Volker Schneider et al.: The Dynamics of Videotex Development in Britain, France and Germany: A Crossnational Comparison.

In: European Journal of Communication, H. 6, 1991, S. 187-212.

Margaret Sharp (Hg.): Europe and the new technologies. Six case studies in innovation and adjustment. Ithaca 1986.



Autorenviten

Lorraine Bluche ist Diplom-Frankreichwissenschaftlerin und Doktorandin im Verbundprojekt „Imagined Europeans“ am Institut für Geschichtswissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin.

Julia Franke ist Kulturwissenschaftlerin und als Freie Ausstellungsmacherin im Projekt tätig. Seit Januar 2009 Wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der Erinnerungsstätte Notaufnahmelager Marienfelde in der Stiftung Berliner Mauer.

Stephan Haufe ist Kulturanthropologe und Doktorand im Verbundprojekt „Imagined Europeans“ am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin. Außerdem arbeitet er als Fachredakteur im öffentlich-rechtlichen Rundfunk.

Mandy Kretschmar ist Kulturwissenschaftlerin und Doktorandin im Verbundprojekt „Imagined Europeans“ am Zentrum für Höhere Studien, Leipzig.

Veronika Lipphardt ist Teilprojektleiterin im Verbundprojekt „Imagined Europeans“ am Institut für Geschichtswissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin. Ab März 2009 arbeitet sie als Nachwuchsgruppenleiterin am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte Berlin.

Kiran Klaus Patel ist Sprecher des Verbundprojekts „Imagined Europeans“ sowie Professor für Europäische Geschichte und transatlantische Beziehungen am Europäischen Hochschul-Institut in Florenz.

Nikola Schmidt ist Textilwissenschaftlerin und Doktorandin im Verbundprojekt „Imagined Europeans“ am Deutschen Museum in München.

Markus Speidel ist Ethnologe und Doktorand im Verbundprojekt „Imagined Europeans“ am Deutschen Museum in München.

Kilian Steiner ist Historiker und arbeitete bis Mai 2008 als wissenschaftlicher Mitarbeiter des Deutschen Museums, München, am Projekt „Imagined Europeans“ mit.

Frauke Stuhl ist Skandinavistin und Projekt- und Ausstellungsorganisatorin des Verbundprojekts „Imagined Europeans“ am Institut für Geschichtswissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin.

Leihgeber

BMW Group Classic, München
Charité – Universitätsmedizin,
Zentrum für Anatomie, Berlin
DaimlerChrysler AG, Berlin
Deutsches Historisches Museum,
Berlin
Deutsches Technikmuseum, Berlin
GfK Aktiengesellschaft, Nürnberg
Goethe-Universität Frankfurt am Main,
Universitätsarchiv
Human Solutions GmbH,
Kaiserslautern
Humboldt-Universität zu Berlin,
Universitätsbibliothek
International Diabetes Federation,
Brüssel
Alois Lipka, Berlin
Luftwaffenmuseum der Bundeswehr,
Berlin
ODERMARK Bekleidungswerke,
Goslar
Rundfunkmuseum der Stadt Fürth
Schulmuseum der Stadt Dortmund
Staatsbibliothek zu Berlin -
Preußischer Kulturbesitz
Universität Würzburg, Lehrstuhl für
Allgemeine Erziehungswissenschaft,
Forschungsstelle Schulwandbilder
VITRONIC, Wiesbaden

Dank an

Judith Albrecht, Berlin
ARTE France, Paris
AT Verlag, Baden, Schweiz
Beuth Verlag GmbH, Berlin
Luigi Biagini, Marina di Carrara
bpk, Bildagentur für Kunst, Kultur und
Geschichte, Berlin
CMA, Bonn
Sarah Ehlers, Berlin
Europäische Kommission, Allgemeine
Angelegenheiten und interinstitutionelle
Beziehungen, Brüssel
Deutsches Grünes Kreuz e.V., Marburg
Europäische Kommission, Generaldirektion
Landwirtschaft und Ländliche
Entwicklung, Brüssel
Freie Universität Berlin,
AG Humanbiologie und Anthropologie
Gräfe und Unzer Verlag GmbH,
München
Judith Große, Berlin
Johnsons Controls GmbH,
Sindelfingen
Jacob Krümrey, Florenz
Alison Leitch, St. John's, Kanada
Max-Planck-Institut für
Wissenschaftsgeschichte, Berlin
Otto GmbH & Co KG, Hamburg
Technische Universität zu Berlin,
Institut für Soziologie
Helmuth Trischler, München
Universitätsklinikum Charité Berlin,
Institut für Immunogenetik
WHO Regional Office for Europe,
Kopenhagen
Wolfman Productions, Inc.,
Southbury, USA

Ein besonderer Dank gilt dem Bundesministerium für Bildung und Forschung und Sabine Gieske und Mark Studier vom Deutschen Luft- und Raumfahrtzentrum (DLR) – als unserem Projektträger – für ihre kooperative Unterstützung während der gesamten Projektlaufzeit.

Impressum

Ausstellung

Die Erfindung des Europäers

Eine Ausstellung des BMBF geförderten Verbundprojekts „Imagined Europeans. Die wissenschaftliche Konstruktion des HOMO EUROPÆUS.“
1. Februar bis 3. Mai 2009

Veranstalter

Kreuzberg Museum Berlin

Projektleitung

Kiran Klaus Patel

Kuratorinnen

Julia Franke, Frauke Stuhl

Mitarbeit und Recherche

Lorraine Bluche, Stephan Gabriel Haufe, Mandy Kretzschmar, Veronika Lipphardt, Nikola Schmidt, Markus Speidel, Kilian Steiner

Ausstellungsgestaltung und Grafik

Jürgen Freter, Stefan Walter

Das Ausstellungsteam dankt dem Kreuzberg Museum:
Martin Düspohl (Museumsleiter),
Ellen Röhner, Ulrike Treziak

BMBF-Projekt „Imagined Europeans. Die wissenschaftliche Konstruktion des HOMO EUROPÆUS“

Institut für Geschichtswissenschaften,
Humboldt-Universität zu Berlin
Institut für Europäische Ethnologie,
Humboldt-Universität zu Berlin
Deutsches Museum, München
Zentrum für Höhere Studien,
Universität Leipzig
Europäisches Hochschul-Institut,
Florenz

www.imagined-europeans.org

Gefördert durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung.

Begleitbuch

Die Erfindung des Europäers

Herausgegeben von Frauke Stuhl,
Julia Franke und Kiran Klaus Patel

Redaktion

Julia Franke, Kiran Klaus Patel,
Frauke Stuhl

Gestaltung

NODE Berlin Oslo

Druck und Bindung

Paulick & König GbR Druckerei
Bunter Hund

Berlin 2009

ISBN 978-3-00-026449-8

gefördert von



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

IMAGINED
EUROPEANS

